Deutschland

in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierte Abtheilung:

Frankreich gegen Deutschland.

Fünf Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Frankreich gegen Deutschland.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Inhaltsverzeichniß.

Viertes Buch:

Friedenskämpfe.

		Seite
1.	Armidens Zauber	9
2.	Die Revolte	28
3.	Der Bote	53
4.	Der italienische Bericht	75
5.	Ein Herz für eine Königskrone	97
6.	Eine Schreckensbotschaft	114
7.	Der Triumph eines Dichters	134
8.	Berlin oder Weimar	158
9.	Die Heimkehr	173
10.	Das Bild aus der Dachluke	192

Viertes Buch.

Friedenskämpfe.

1.

Armidens Zauber.

Und so habe ich Sie doch entdeckt, und Sie haben mir nicht entgehen können, Aurora! Gestehen Sie mir nun, daß dies eine Probe war, und daß Sie nur sehen wollten, ob ich Berlin verlassen würde, um Sie zu suchen! Ich that's, ich wußte, daß meine Liebe zu Ihnen der Ariadnefaden sei, der mich durch das Labyrinth hindurch führen würde!

Sie erklären mich also für einen Minotaur, Prinz? fragte sie lachend, der Ariadnefaden hat Sie mitten hinein geführt in das Labyrinth zu dem Minotaur, und um Ihrem Gleichniß Ehre zu machen, würde mir also nichts übrig bleiben, als Sie zu tödten!

Mich zu tödten, Holdseligste, um einen neuen

Menschen aus mir zu machen! rief er entzückt. Sie haben das schon gethan. Ich bin ein anderer Mensch geworden, bin nicht mehr der Prinz, der seinem König unterthan ist, der General, der bei seinen Truppen verweilen muß, bin nichts mehr, als Ihr Sclave. Sie sehen es, denn ich habe Alles hingeworfen, Alles vernachlässigt, um Ihnen zu folgen. Der König hat mir befohlen, in Magdeburg zu bleiben, in meiner Garnison, aber ich bin dennoch gegangen, bin gegangen, um Ihnen zu folgen.

Sagen Sie mir doch, Prinz, fragte sie, wie haben Sie es denn nur angefangen, meine Spur aufzufinden? Ich meinte doch Alles gethan zu haben, um es Ihnen unmöglich zu machen. Schlug erst einen andern Weg ein, ließ dann andere Postpferde nehmen, fuhr wieder durch Berlin hin nach Hamburg. Wie haben Sie es nur angefangen, Prinz, mich hier zu entdecken in der großen volkreichen Stadt?

Wie ich es angefangen habe? fragte er lächelnd, ich habe es gemacht, wie die Hirten im Morgenland, ich bin meinem Sterne gefolgt, und der hat mich zu Ihnen geführt, Aurora. Gerade daß Sie noch einmal durch Berlin gekommen, brachte mich auf die richtige Spur.

Meine Spione meldeten es mir, und ich überlegte, wohin Sie gehen könnten. Eine richtige Pariserin geht immer nach Paris zurück, das sagte ich mir, und dann folgte ich meinem guten Stern und ging zuerst nach Hamburg. Und hier bin ich nun, Aurora, liege zu Ihren Füßen und frage, habe ich meine Probe bestanden? Sehen Sie nun, daß ich Ihnen Alles opfere?

Alles? wiederholte sie achselzuckend, das heißt, Sie riskiren um meinetwillen ein Zornesblitzen und ein Stirnrunzeln von dem König. Sie riskiren ferner, daß Ihre Truppen bei der nächsten Parade vielleicht nicht so gut einexercirt sind und nicht so gewandt linksum schwenken können, als wenn der Herr General sie ein wenig mehr inspicirt hätte. Das ist Alles, mein schöner Prinz, und noch viel zu wenig, um als genügende Probe Ihrer Liebe zu gelten. Doch ich erkenne es an, daß Sie wenigstens den Instinct der Liebe haben und meine Spur richtig auffanden. Das ist immerhin schon eines kleinen Lohnes werth.

Und Sie wollen ihn mir geben, Aurora? fragte er, sich zu ihr neigend, ihre Hände erfassend, um sie an seine Lippen zu drücken, und dann zärtlich zu ihr aufschauend.

Sie nickte. Ja! Unter einer Bedingung.

Lassen Sie mich diese Bedingung, das heißt, diesen Befehl hören, Aurora!

Zuerst, Prinz, und vor allen Dingen, stehen Sie auf! sagte sie lächelnd, ich habe eine Aversion vor knieenden Männern! Die Gladiatoren, die im Circus des alten Rom ihre Tapferkeit bewiesen, fielen nur auf ihre Kniee nieder, wenn sie den Todesstoß erhalten hatten, und Sie, mein Prinz, sind noch nicht auf diesem Punkt angelangt, obwohl Sie mich wollen glauben machen, daß die Liebe zu mir ein Dolch sei, der Sie bis in den Tod verwundet habe.

Die Liebe ist ein Proteus, sagte er, sich zu ihr setzend auf das kleine Tabouret, auf welches ihr kleiner Finger gebieterisch hindeutete, sie glänzt heute in allen Farben des Glücks und trägt morgen bei dem leisesten Stirnrunzeln die düsteren Farben der Hoffnungslosigkeit und Trauer.

Ich gestehe, daß Sie diese Farben wenig kleiden, lächelte die Gräfin, und wir wollen versuchen, daß Sie so wenig als möglich nöthig haben, sich mit denselben zu entstellen! Sie sind ein Liebling des Apoll und der Musen, und die hehre Juno, glaube ich, hat Sie bei Ihrer Geburt eben so freundlich angesehen, als die schöne

Venus! Und als ein solcher Günstling der großen und schönen Götter muß die Heiterkeit des Glücks immer auf Ihrer Stirn thronen!

Es hängt von Ihnen ab, das Glück auf ewig von meiner Stirn strahlen zu lassen und mich zu verklären durch Ihre Liebe! Und glauben Sie an die meine?

Sie sind vorschnell, Prinz! sagte sie lächelnd, und ich bitte Sie überhaupt, lassen Sie uns nicht so viel von der Liebe sprechen. Sie ist nur ein Zeitvertreib für Thoren und paßt nicht mehr in unsere Zeit. Ueberdies glauben ja die Männer nicht an dieselbe, wenn sie sich auch den Anschein geben; es sind nur des contes pour rire. Und so lassen Sie uns denn als Kinder dieser Welt lachen und froh sein! Ich will Ihnen eine Belohnung geben für Ihr Kommen, Prinz, Sie sollen zwei Tage hier bleiben und mit mir leben können! Das heißt, mein schöner, edler Prinz, mit mir leben können, wie zwei Kinder dieser Welt, die sich einen Moment auf ihrem Lebenswege begegnen, mit einander leben, in heiterer Vergnüglichkeit und wünscheloser Ruhe. Still, antworten Sie mir nicht, daß das für Sie unmöglich ist! Es ist die Bedingung, unter welcher Sie bei mir bleiben dürfen! Kein Wort von

Liebe in diesen Tagen, Prinz, aber so viel von Zerstreuung und Lust, wie wir in der wasserreichen, vergnügten Stadt auftreiben können. Legen wir doch ein wenig die Sorgen dieser Welt bei Seite und erinnern wir uns, daß wir unsern Antheil haben wollen an den Freuden des Lebens!

Er küßte statt aller Antwort ihre Hand und schaute ihr tief in die Augen, die heute nicht so dämonisch glänzten, sondern einen milderen, zärtlicheren Ausdruck angenommen hatten. —

Und so lebten sie denn zwei Tage in Hamburg, musicirten zusammen, fuhren hinaus in die schöne Gegend und machten Abends auf schaukelnden Gondeln Fahrten auf der Elbe.

Der Prinz hatte sich wie ein gehorsames Kind ihren Befehlen gefügt, und kein Wort von Liebe kam in diesen zwei Tagen über seine Lippen. Er gab sich mit ganzer Seele dem neuen Lebensgenusse hin. Er trank süße Berauschung von ihren Lippen, lauschte wie auf ein entzückendes Märchen ihren Worten und folgte jeder ihrer Bewegungen mit dem Ausdruck innigster Bewunderung und Freude.

In Berlin hatte er sie gesehen im vollen Glanz ihrer Schönheit und in der Majestät ihrer Macht. Hier in Hamburg, wo der Hof

ihrer Cavaliere, die huldigende Gesellschaft sie nicht umgab, wo sie Zwei allein sich in den Zimmern des Hôtels sahen, wo kein Luxus und keine Pracht sie umgab, hier war sie eine ganz Andere geworden! Eine Königin, welche ihren Purpurmantel bei Seite gelegt und die Krone von ihrem Haupte genommen hatte, um auf ein paar kurze Stunden ein freies, heiteres Weib zu sein und ihr Haupt mit Rosen zu umkränzen!

Sie war heiter wie ein junges Mädchen; wenn sie über die harmlosesten Dinge der Welt lachte, so klang ihr Lachen wie frischer Lerchen-gesang. Als sie dahin fuhren im schnellen Galopp, am Ufer der Elbe entlang, begann sie, wie von innerer Lust getrieben, schmetternd laut ein heiteres Lied der Provence zu singen, und des Prinzen Herz schwelgte in Glück und Wonne, er konnte nichts weiter thun, als ihre Hände nehmen und sie an seine Lippen drücken und in seinen glänzenden Augen sie die Liebe sehen lassen, von welcher seine Lippen nichts bekennen durften!

Aber nach diesen zwei Tagen nahm sie plötzlich wieder ihre ernste, königliche Haltung an, und mit demselben dämonischen Blitzen in ihren Augen reichte sie ihm die Hand zum Abschied dar.

Gehen Sie nun, Prinz, Sie haben Ihren Lohn empfangen, gehen Sie und lassen Sie unsere Wege nun geschieden sein für immer. Glauben Sie, es ist besser für uns Beide! Gehen Sie!

Er aber schaute sie lächelnd an und schüttelte trotzig den Kopf. Ich gehe nicht, ich bleibe!

Das ist ein Scherz, mein Prinz, sagte sie, und eine leichte Wolke flog über ihre Stirn, ein Scherz! Wir konnten zwei Tage hier im Incognito leben, bleiben wir länger, so würde es schwer werden, das Incognito fest zu halten, und das würde für Sie wie für mich gleich gefährlich sein!

Gefährlich? fragte er lächelnd; nun wohl, lassen Sie es gefährlich sein, ich trotze der Gefahr! Ich trotze der ganzen Welt und will nichts weiter und verlange nichts weiter, als daß die Sonne niemals untergehe, damit ich den Anblick dieses göttergleichen Angesichts niemals entbehren muß!

Sie lächelte ihn träumerisch an, und zum ersten Male, seit er sie kannte, sah er in diesen großen Augen den Ausdruck innigsten Gefühls. Sie beharren also dabei, daß Sie mich lieben?

So lange mein Mund einen Athem und die

Kraft des Wortes hat, werde ich dabei beharren, sagte er glühend.

Sie stand auf von dem Divan, auf welchem sie neben ihm gesessen, und trat hinaus auf den Balcon. Die Nacht war angebrochen. Sie hatten zusammen soupirt, und nach Absicht der Gräfin sollte nun, da der zweite Tag beendet war, der Prinz von ihr Abschied nehmen, um in der Frühe des nächsten Morgens wieder abzureisen. Er hatte es sich ausbedungen, daß er bis Mitternacht bleiben durfte, er wollte keine Stunde mehr entbehren von diesem schönen Tag, und sie hatte es ihm lächelnd zugestanden.

Es war eine herrliche Spätsommernacht. Der Balcon ging hinaus in den Garten des Hôtels, und der Nachtwind, der durch die Bäume rauschte, trug den Duft der Violen und Rosen zu ihnen herauf und murmelte ganz leise in dem Gezweig das Schlummerlied für die Welt. Drüben am Ende des Gartens, den die Alster begrenzte, leuchteten die Wellen im Glanz der Sterne zuweilen mit seltsamem Flimmern auf und schlugen plätschernd an das Ufer. Der Himmel war dunkel, aber um so heller glänzten und funkelten an ihm die Sterne in ihrem geheimnißvollen, lockenden Glanze.

Tiefe Stille herrschte ringsumher, und still waren auch die Zwei, welche, über die Balustrade gebeugt, hinein schauten in den Nachtfrieden und die schweigsame Welt.

Ueber den hohen Gipfeln der Bäume stieg jetzt groß und voll die goldene Scheibe des Mondes empor und beleuchtete gerade die Gestalt Aurora's, daß sie lichtumflossen, wie in Verklärung, aus dem Dunkel sich abhob. Sie hatte sich aufgerichtet von der Balustrade, und ein schwärmerischer Ausdruck lag auf ihrem schönen Angesicht.

Ich that Unrecht, sagte der Prinz leise, sehr Unrecht, daß ich vorher wünschte, die Sonne möge niemals untergehen, damit ich ewig Ihr Antlitz sehen könnte. Ich sehe es jetzt in den Strahlen des Mondes, und es scheint mir noch herrlicher, noch verklärter in dem sanften Mondenlicht! Alles Irdische scheint von Ihnen abgefallen, und ich meine, ich sehe da wirklich einen Engel, der hernieder geschwebt ist vom Himmel!

Sie schaute immer noch zum Monde auf und winkte dem Prinzen leise und abwehrend mit der Hand. Still, die Nacht ist zu heilig, um sie durch solche Schmeicheleien zu entweihen! Wie schön ist diese Nacht! Ich begreife es vollkommen, daß die

Dichter nicht satt und müde werden können, die Nacht zu preisen, und daß sie die Nacht dem Tage vorziehen! Die Sonne muß soviel Last und Qual bescheinen, muß zu soviel Trug und Erbärmlichkeiten und Mühseligkeiten ihre Strahlen hergeben. Aber wenn sie glühendroth untersinkt, dann sinken mit ihr soviel glühendrothe Schmerzen, soviel getäuschte Hoffnungen, soviel gebrochene Herzen nieder! Die Nacht ist reiner, erquicklicher und heiliger, das Geräusch des Lebens, die Arbeit, das Elend verstummen unter dem heiligen Frieden der Nacht, die Städte schlummern, der Mond segnet und verklärt die wüsten Straßen, und schaut hinein in die Zimmer, wo die Menschen ruhig und friedlich schlafen, und schaut hernieder auf die Friedhöfe, wo sie unter den Gräbern ruhen den letzten Schlaf, und scheint goldig nieder auf die Flüsse, deren Wogen vielleicht die Mörder daher treiben, welche der Tag so gepeinigt hatte, daß sie Zuflucht gesucht in der Tiefe des Wassers. Der Mond küßt ihr starres, ruhiges Angesicht und hüllt sie ein in den Mantel seiner friedlichen Liebe. Die Nacht ist die Poesie, die Ruhe!

Sie schwieg, und er hörte immer noch ihre Worte, die wie Sirenengesang sein Herz umstrickt

und es ihr ganz zu eigen gegeben hatten! Sie wußte es wohl, wußte es, daß er dieser zauberischen Stunde der Nacht noch lange Jahre hindurch gedenken würde! Und das Lächeln, welches ihre Lippen jetzt wieder umspielte, und das Feuer, welches jetzt aus ihren Augen blitzte, hatte wieder etwas Dämonisches, Unheimliches.

Lassen Sie uns jetzt Abschied nehmen, Prinz! Sie dürfen nicht thun, wie Sie es vorher sagten, Sie dürfen nicht bleiben! Sie dürfen Ihre Zukunft nicht in Frage stellen! Sie sind berufen zu großen Dingen noch, und Sie sollen nicht sagen, daß Sie aus Liebe zu mir den Lorbeerkranz verschmäht haben, den Ihnen die Zukunft vielleicht bringen kann.

Aus Liebe zu Ihnen? Sie wissen nicht, was ich im Stande wäre aus Liebe zu Ihnen hinzugeben! Es giebt für mich keine Zukunft, als Ihre Liebe, Aurora!

Sie zuckte die Achseln. Das sagen Sie heute, und morgen, wenn der Zauber von Ihnen gewichen, wenn Sie auf der Rückreise nach Magdeburg sind, wenn der Trommelwirbel den heimgekehrten General begrüßt und die Stafetten des Königs kommen, um Sie zurück zu rufen nach Berlin, dann werden Sie sagen: Welch ein Thor

war ich gestern und welch ein Jammer wär's, wenn Aurora von Steen nicht vernünftiger gewesen wäre als ich und mich fortgewiesen hätte!

Nie werde ich das sagen, Aurora, niemals!

Sie werden es thun, Prinz! Und nun leben Sie wohl! Seien Sie vernünftig, kehren Sie zurück zu Ihren Pflichten und zu Ihrem nüchternen, genußreichen Dasein. Leben Sie wohl!

Sie wollen mich wirklich auf diese Weise verlassen, Aurora, wollen mich von sich stoßen ohne Erbarmen, ohne Gnade?

Still, sagte sie, habe ich es Ihnen nicht schon vorher gesagt, die Nacht ist heilig, und man soll sie nicht entweihen durch laute Worte! Bleiben Sie, so lange Sie wollen, ich ziehe mich zurück in meine Gemächer, gute Nacht!

Und dann — dann geschah etwas Seltsames, Unerhörtes, und die ganze Nacht hindurch fragte der Prinz sich selber, ob's wirklich geschehen, ob's nur ein Traum gewesen, ein bezaubernder Traum!

Er hatte auf dem Balcon gestanden und neben ihm eine wunderschöne Frauengestalt, vom Mondlicht wie mit goldenen Schleiern übergossen, glanzumhüllt, und diese Frauengestalt war zu ihm heran geschwebt, hatte ihre wundervollen Arme erhoben und sie sanft um seinen Nacken gelegt,

und auf seinen Lippen hatte es gebrannt wie ein Kuß, und vor seinen Augen hatten zwei Sterne geglüht, zwei Sterne, die vielleicht eben vom Himmel hernieder gefallen waren! Während er taumelnd, selig nun das Glühen des Kusses empfunden und seine Arme ausgebreitet hatte, um diese Göttergestalt zu umfangen, da war auf einmal das ganze Gesicht verschwunden, und allein stand er auf dem Balcon, allein mit dem Mondlicht, den Sternen, dem rauschenden Wind und den duftenden Blumen.

War's ein Traumbild, oder hatte es sich wirklich so begeben?

Er konnte nicht abreisen nach Magdeburg, ohne Aurora danach gefragt zu haben! Er wollte überhaupt nicht abreisen! Es gab für ihn keine Pflichten, keine Sorgen, keine Gesetze mehr! Die Liebe, das war das einzige Gesetz, dem er folgen wollte!

Und so trat er fest und trotzig am andern Morgen wieder in ihr Zimmer, fest entschlossen, ihrem Zorn zu widerstehen und ihrem Befehl nicht zu folgen, wenn sie ihn von sich weisen wollte!

Aber sie that es nicht! Sie lächelte ihn an, und es lag ein solcher Zauber in diesem Lächeln,

daß er beseligt zu ihren Füßen niedersank und mit glühenden, heißen Worten und dann wieder mit leisem Flüstern das Traumbild dieser Nacht erzählte und sie fragte, ob sie es wirklich gewesen?

Sie aber lachte hell auf mit dem frischen, frohen Kindeslachen, und verspottete ihn um seines Traumgesichts willen, und gebot ihm mit strengen Worten, sie zu verlassen, vielleicht nur, um ihn zu reizen, daß er bleibe!

Und er blieb, blieb nicht wie in den ersten Tagen unter dem Incognito eines fremden Namens. Die ganze Welt sollte es wissen, daß Prinz Louis Ferdinand da war, daß er huldigend zu den Füßen der Gräfin von Steen lag! Die ganze Welt sollte es wissen, daß er sie liebe! Hatte sie nicht gesagt, wenn man liebt, trotzt man der ganzen Welt und wirft ihr den Handschuh entgegen?

Er trotzte ihr und warf allen Vorurtheilen und Gesetzen den Handschuh entgegen, und er sah schön dabei aus, schön wie Apoll, wie ein siegreicher Held! —

Aber die frommen Bürger und Bürgerinnen Hamburgs nahmen doch Anstoß daran, und es war ein Aergerniß für die tugendhafte, freie

Reichsstadt, daß in dem ersten Hôtel der Stadt sich solche Dinge begeben konnten!

Eine schöne vornehme Dame, von der man nicht wußte, wer sie sei, und der schöne Prinz Louis Ferdinand, der nicht Anstand nimmt, offen mit ihr zu gehen, der nun bald eine Schaar junger Cavaliere und Officiere, die aus Magdeburg und Berlin kamen, um sich versammelt, um in dem Hôtel Gastmähler zu geben, zu denen die schönsten, aber wahrlich nicht die ehrsamsten Damen Hamburgs geladen wurden! Und die gute ehrsame freie Reichsstadt erzählte nun von diesen Festen, von dem Luxus, welcher dort geherrscht, von der Pracht, welche der Prinz Louis Ferdinand um diese räthselhafte Schönheit, die Gräfin von Steen, verbreitete, wie er ihr huldigte mit dem Köstlichsten und Schönsten, was nur aufzutreiben war. —

Solch ein Fest hatte man noch nie in Hamburg erlebt, als dieses Fest gewesen, von welchem die Bürger jetzt kopfschüttelnd einander zuflüsterten, und von denen die Mädchen erröthend und in fieberhafter Neugierde sich erzählen ließen.

Von Berlin war eine Anzahl Cavaliere eigens zu diesem Feste gekommen, und reizende Damen dazu. Man kannte ihre Namen nicht, man wußte

nur, daß sie schön waren und von strahlender Heiterkeit. Ein griechisches Fest soll es gewesen sein, und in griechischen Gewändern sollen die Damen um die Tafel gesessen haben, und die Cavaliere sollen mit Rosen bekränzt gewesen sein, und am Abend war der ganze Garten prächtig mit Lampen erleuchtet und hinter den Bosquets waren die Musici verborgen. Sie hatten die Stille der Nachtluft durchschmettert mit ihren lustigen Melodien, und die schönen Griechinnen waren am Arm der rosenbekränzten Griechen durch die Allee des Gartens dahin gegangen, Lieder singend, schäkernd und lachend. Auf dem großen Grasplatz hatten sie einen Tanz aufgeführt beim Schein des Mondlichts, des Sternfunkelns, der Fackeln und der Laternen. Dann zuletzt war eine Spanierin in den Kreis getreten, und mit den Castagnetten in der Hand hatte sie den wollüstigen, leidenschaftlichen Fandango Spaniens ausgeführt, zu welchem die Musik die üppigen Weisen hinter den Bosquets aufspielten. Und diese Spanierin, das war die Gräfin von Steen gewesen!

Es war ein Aergerniß, ein großes Aergerniß für die ehrsame Stadt Hamburg, und sie wollten es nicht dulden, daß dieses Leben so fortgeführt würde!

Wer war denn diese Dame, die sich erlauben durfte, so gegen alle Sitte, gegen alles Gesetz aufzutreten in dieser tugendhaften Stadt Hamburg?

Sie war eine Französin, eine Tochter dieses freien, republikanischen Frankreichs, das jetzt wie eine drohende Kriegsfahne sich gegen Hamburg aufgerichtet hatte. Waren sie nicht schon in Hannover eingezogen, die republikanischen Franzosen? Hatten nicht die Väter der Stadt in diesen letzten Tagen das Schwerste und Härteste thun müssen, hatten sie nicht den bedrohten hannövrischen Ständen mehr als zwei Millionen leihen müssen? Und was wollte nun diese französische Gräfin hier in der freien Reichsstadt? Kam sie nicht als eine Spionin hierher, um für Frankreich zu intriguiren und zu lauern nach den Feinden Frankreichs?

Ja, sie war eine Spionin, eine Spionin Frankreichs.

Das Gerücht flog wie ein Lauffeuer durch die engen Straßen und die Häuser Hamburgs dahin. Und Einer lief zum Andern und rief:

Sie ist eine Spionin, sie kommt, uns an Frankreich zu verkaufen! Sie soll nicht in Hamburg bleiben, wir leiden's nicht!

Und das, was man anfangs geflüstert hatte, rief man sich zuletzt laut und drohend einander zu.

Als der Abend des nächsten Tages anbrach, der Abend, an welchem man wußte, daß im Hôtel de l'Europe wieder ein solches Fest stattfinden würde, da rotteten sich die Menschen auf den Straßen zusammen, und man sah vornehme und angesehene Bürger unter ihnen herumgehen und leise mit ihnen flüstern und sprechen. Und dann wurden die Gesichter der Arbeiter und der Matrosen finsterer und drohender, und sie ballten die Fäuste und sagten: Wir wollen's nicht leiden! Sie soll's entgelten, die Spionin! Sie soll abreisen, abreisen heute noch!

2.

Die Revolte.

Sie wußten nichts davon, lebten der Stunde, der glücklichen Stunde. Der Prinz war beschäftigt mit den Arrangements zu diesem Wunderfeste in Aladin's Grotte, welches er heute der Gräfin zugesagt hatte. Seinen Haushofmeister und seine Lakaien hatte er seit einigen Tagen schon von Berlin herüber kommen lassen; der ganze prächtige Hofstaat umgab ihn jetzt, und während er sonst es liebte, einfach und bescheiden, unbemerkt vor der Welt zu bleiben, umgab er sich jetzt, der Gräfin zur Huldigung, mit allem Pomp seiner fürstlichen Stellung. Seine schönen Pferde, seine glänzenden Wagen erregten das Staunen und die Bewunderung der guten Hamburger; und wenn er im offenen Kaleschwagen an der Seite

der schönen Gräfin durch die Straßen jagte, da blieben die Leute stehen und schauten ihnen nach und sagten bewundernd: Welch ein schönes Paar das ist!

Er hörte es, nickte lächelnd den Leuten zu und sagte zu der Gräfin: Sie sind wirklich eine Aurora, denn der Glanz Ihrer Schönheit überstrahlt auch mich.

So war es gewesen in den letzten Tagen, und der Prinz wußte nicht, daß dies Alles: dieser Pomp, dieser Glanz, die Schönheit der Gräfin, die Unbekümmertheit ihrer Feste, ein Anstoß gewesen für die ehrsame Stadt Hamburg.

Sie lebten der Stunde, der glücklichen Stunde.

Schön soll dieses Fest heut' Abend werden, Aladin's Fest.

Das ganze Hôtel hat jetzt der Prinz für sich in Anspruch genommen, kein Fremder soll wohnen in dem Hause, wo Er wohnt und die Gräfin Steen.

Der Hôtelbesitzer hatte es bereitwillig zugestanden: viel Geld und wenig Arbeit. Die Kellner sind nur noch die dienstbeflissenen Untergebenen des prinzlichen Haushofmeisters, sie fliegen auf seinen Wink über die Treppen und durch die Räume dahin und helfen Aladin's Zauberschloß bereiten.

Künstliche Grotten werden im kleinen Garten hergerichtet, Springbrunnen plätschern aus marmornen Bassins; in einer ganz von Krystall erbauten Nische plätschern zwischen künstlichen Eisschollen seltene Fische und allerlei Ungeheuer des Meeres. Am Abend soll diese Grotte durch Lampen erleuchtet werden, die unsichtbar zwischen den Krystallkegeln angebracht sind, daß sie glänzt in durchsichtigem Licht. Und Leuchtkugeln sind an allen Bäumen und Gebüschen angebracht, und bengalische Feuer sollen auflodern aus den marmornen Becken, die in den Ecken des Gartens stehen.

Oben auf einer großen Eiche sind Plätze angebracht für ein Musikcorps, das dort aus der Höhe hernieder seine Melodien soll erklingen lassen, schmachtende zärtliche Weisen, als tönten sie vom Himmel hernieder zur Feier der schönen Aurora.

Die Säle werden umgewandelt in griechische Hallen, mit Götterstatuen geschmückt, Rosenguirlanden zieren die Wände. Im langen Speisesaal wird die Tafel hergerichtet mit goldenen und silbernen Geschirren und krystallfunkelnden Bechern und Schalen; rosenbekränzt sind die Becher, rosenbekränzt die niedrigen breiten

Polster, auf denen die Gesellschaft sich lagern soll. Der Haushofmeister des Prinzen hat Alles angeordnet nach den Befehlen seines Herrn; aber sein Antlitz ist traurig, und oft wenn er durch die Säle geht und all' die Pracht und Herrlichkeit betrachtet, seufzt er laut auf und flüstert mit klagender Stimme: Es ist wundervoll, Alles wundervoll! Aber was wird der Herr Vater dazu sagen, und was wird das wieder für eine Scene geben zu Hause!

Der Prinz denkt nicht daran; er lebt der Stunde, der glücklichen Stunde! —

Drinnen in ihrem Boudoir stand die schöne Gräfin von Steen. Ihre Toilette war eben vollendet, und sie schaute sich an in dem großen Stehspiegel und lächelte ihrem eigenen Bilde entgegen. Als Aspasia wollte sie heute Abend erscheinen, im leichten, weißen, griechischen, gold- und purpurumsäumten Gewand, die Arme ganz entblößt und mit brillantfunkelnden Spangen geschmückt, das Haar zusammen gehalten von einem goldenen Reifen, an dem Saphire und Brillanten funkelten, und ein Stern von Brillanten bildete das Diadem vorn über der breiten, niedrigen Stirn. Sie war wundervoll schön in diesem Co-

stüm, und sie wußte es und lächelte sich triumphirend selber an.

Ich werde mein Ziel erreichen, ganz gewiß, murmelten ihre purpurnen Lippen, zwischen denen zwei Reihen der köstlichsten, weißesten Zähne hervor blitzten. Ich bin eine wirkliche Aspasia, und er soll mein Perikles sein!

Auf einmal verfinsterte sich ihre Miene, und sie wandte rasch das Haupt seitwärts. Im Spiegel hatte sie gesehen, wie sich hinter ihr die Tapetenthür öffnete und eine kleine, zusammengebückte, lächelnde Männergestalt herein schlüpfte.

Sind Sie schon wieder da? fragte sie mit einem zürnenden Blick und einer stolzen Miene. Was wollen Sie? Es sind kaum vierzehn Tage, daß Sie mich in Berlin belästigten, und da sind Sie schon wieder. Fliegen Sie denn durch die Luft?

Der kleine Mann mit den grauen Augen und den süßlichen Mienen lächelte.

Nicht durch die Luft, Allergnädigste und Allerschönste, aber mit Courierpferden bin ich hergeflogen. Nach Ihrem Briefe, den ich zu überbringen hatte, war es sehr eilig, und man hielt es für nöthig, mich selber wieder sogleich umkehren und zu Ihnen kommen zu lassen.

Und Sie bringen doch, was ich gefordert habe? fragte sie rasch.

Er nickte, und das süßliche Lächeln wich immer noch nicht aus seinen Mienen. Bringe es natürlich; man muß schon einer Million noch eine halbe Million nachschicken, wenn man sie retten will. Inzwischen hat man mir doch Auftrag gegeben, zu bemerken, daß ein Zuviel von übel ist.

Sie warf das Haupt stolz zurück, und die Saphire und Brillanten auf ihrer Stirn funkelten nicht so hell wie ihre schwarzen großen Augen im Blitz des Zornes funkelten.

Man fordert Ungeheures und will rechten mit mir nach Krämerart!

Wenn man das wollte, sagte der kleine Mann, würde ich sicherlich diese halbe Million Livres nicht zu überbringen haben, welche ich die Ehre habe, hier in wohlgezählten Geldrollen, Papieren und Scheinen auf den Tisch nieder zu legen. Aber man erlaubt sich die Bemerkung, daß nun den anderthalb Millionen keine weiteren Truppen nachgesandt werden, bevor man nicht auch Resultate sieht. Die gnädige Gräfin verstehen mich doch? fragte er, und das süßliche Lächeln war jetzt von seinen Lippen verschwunden, und seine

Stimme hatte einen leise drohenden Nachklang. Verstehen doch, was ich meine? Resultate verlangt man zu sehen, denn bis jetzt ist davon noch keine Spur zu erblicken.

Noch keine Spur? rief sie, das Haupt stolz zurück werfend. Und ist das nichts, daß ich hier bin, und daß man mir gefolgt ist und wie ein Sclave zu meinen Füßen liegt?

Der kleine Mann zuckte die Achseln. Es ist ein Unterschied, ob man in den Fesseln einer schönen Dame liegt und ihr als Dame Liebe schwört, oder ob man auch schwört zur Fahne ihrer Politik. Dies bliebe zu erörtern; davon wünscht man Beweise, und lassen Sie mich hinzufügen sehr bald Beweise, sonst könnten unangenehme Zwischenfälle das Zauberspiel stören.

Sie warf das Haupt stolz zurück, und der dämonische Ausdruck flammte wieder über ihr Angesicht hin. Will man mir drohen? Will man mitten in meinem Werk, — und glauben Sie mir, es ist ein Riesenwerk — mitten in demselben mich einschüchtern und mich beengen, daß ich nicht mehr wage, vorwärts zu schreiten, wie ich muß?

Man will nur mahnen, sagte er lächelnd und demuthsvoll. Mahnen, daß selbst die reichsten

Geldquellen versiegen können, und daß Niemand hoch genug steht, um nicht zur Rechenschaft gefordert werden zu können. Man giebt der schönen und bezaubernden Frau Gräfin vierzehn Tage Zeit; das ist die Botschaft, die ich zu überbringen habe, und da ich sie ausgerichtet, empfehle ich mich und kehre zurück, woher ich gekommen.

Er verneigte sich tief und schlich wie eine Tigerkatze, gesenkten Hauptes, wieder nach der Tapetenthür hin, durch die er verschwand.

Sie schaute ihm nach und hob drohend die Hand gegen diese Thür auf, mit zusammengepreßten Lippen, und der Dolch, der in ihrer drohenhenden Hand fehlte, blitzte aus ihren Augen ihm nach.

Ketten, Ketten! murmelte sie ingrimmig, und ich kann sie nicht zerreißen, bin nichts als eine gefesselte Sclavin!

Dann trat sie zu dem Tisch hin und überschaute mit einem verächtlichen Blicke die Rollen mit den Geldstücken und die zusammengehefteten Werthpapiere.

Das Blutgeld für meine Seele! flüsterte sie leise in sich hinein.

Und sie schauderte, als sie jetzt das Geld von dem Tisch aufhob und die schwere Last hintrug

zu dem Secretär. In dem geheimen Fache desselben verbarg sie die kostbare Last und steckte dann den Schlüssel des Secretärs in ihren Busen.

Einen Moment noch blieb sie sinnend stehen neben diesem Schrank, welcher das Blutgeld, wie sie es nannte, enthielt, blieb stehen gesenkten Hauptes und horchte vielleicht auf die Stimmen, welche in ihr murmelten und ächzten:

Schwester des Judas Ischarioth! Verrath ist auf Deinen Lippen, Lug und Trug, und es wird ein schlimmes Ende mit Dir nehmen, wie mit Deinem Bruder Judas Ischarioth! Hast das Blutgeld angenommen, wehe über Deine Seele!

Sie warf stolz das Haupt zurück; sie wollte nicht hören auf diese mahnenden, fürchterlichen Stimmen.

Möge das heitere, das glückliche Leben wieder auf's Neue beginnen; ich bin reich, reich! Und die Welt ist wieder mein! Und Er, fuhr sie glühend fort, und es flog wie ein Schimmer der Morgenröthe über ihr Angesicht, und Er wird wieder zu meinen Füßen liegen und wird mich anbeten und begeisterte Hymnen seiner Liebe und seiner Entzückung singen. Werde ich aber immer noch den Muth haben, ihm zu widerstehen? Wird nicht dieses Herz, das schon aufzu=

thauen beginnt unter den Strahlen seiner Augen, endlich hinschmelzen in Liebe, und seiner Vorsicht, seiner Klugheit vergessen? Wehe mir! wehe, wenn dies geschieht! Ich darf kein Herz haben. Ein Stein in meiner Brust und die Liebe nur in meinen Augen! Ja, so soll es sein, Aspasia ist bereit zum Fest!

Wie sie es eben gedacht und leise nur mit ihren Lippen geflüstert, da klopfte es an die Thür und Prinz Louis Ferdinand trat ein. Nicht der Prinz mit dem Ordensstern auf der Brust, nicht der General in der knappen preußischen Uniform, ein griechischer Jüngling, ein vom Himmel herniedergestiegener junger Gott. Die hohe Gestalt umhüllt von dem kurzen griechischen Gewande, die goldene Binde zusammenfassend das braune lockige Haar, das in dichten Massen niederfiel über den Nacken, und das weiße, gold- und purpurgeränderte Gewand, welches um den Leib von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde und dann in weiten Falten niederfiel bis zum Knie; das Bein unbedeckt, und nur Sandalen, mit purpurnen Bändern geschnürt, die Füße umkleidend.

Als er mit dem leuchtenden Angesicht, den glühenden, dunkeln Augen, dem Lächeln auf den kräftigen, wulstigen Lippen in der Thür dastand,

da fuhr es wie ein süßer Schrecken durch das Herz der Gräfin hin, und wider ihren Willen lächelte sie ihm entgegen.

Sie sind nicht Perikles, sagte sie, Sie sind Alcibiades, der schönste der griechischen Jünglinge.

Und ich mache es wie Alcibiades, ich liege zu den Füßen der schönen Aspasia! Und nun kommen Sie, herrlichstes Weib der Erde, kommen Sie in den Göttersaal und nehmen Sie die Huldigungen aller Ihrer Diener entgegen. Oh, könnte ganz Griechenland auferstehen und Sie sehen, es würde Ihnen zujauchzen als einer zweiten, schöneren Aspasia!

Er nahm ihre Hand und wollte sie vorwärts führen.

Da auf einmal ward heftig die Thür geöffnet, und der Haushofmeister des Prinzen stürzte herein.

Um Gottes willen, Gräfin, fliehen Sie! fliehen Sie!

Was fällt Ihnen ein, Weber? fragte der Prinz. Sind Sie von Sinnen? wovor soll die Gräfin fliehen?

Sie haben also nichts gehört? fragte Weber bleich und zitternd.

Was sollen wir gehört haben, Weber? Seien Sie vernünftig, Mann. Was giebt es denn?

Es giebt eine Revolte, sagte der Haushofmeister athemlos. Ganz Hamburg ist auf den Beinen, der ganze Pöbel füllt die Straßen.

Nun, was geht das uns an? fragte der Prinz.

Königliche Hoheit! gerade gegen das Hôtel hier stürmt der Pöbel. Es scheint, man hat die Leute aufgereizt dazu, und es mag sein, daß es gegen Sie selber gerichtet ist. Hören Sie nur, königliche Hoheit, jetzt müssen Sie es hören dieses Brüllen des Pöbels.

Und wirklich! Man hörte jetzt von der Straße her, obwohl die Fenster dieses Boudoirs nach dem Garten hinaus gingen, dennoch lautes Schreien, Toben und Brüllen.

Wahrhaftig! sagte der Prinz, das hört sich an wie Volksgebrüll. Kommen Sie, Gräfin, wir wollen sehen, was es giebt.

Er nahm die Hand der Gräfin und zog sie mit sich fort.

Thun Sie es nicht, königliche Hoheit, thun Sie es nicht! flüsterte der Haushofmeister, ihn zurückhaltend. Der Pöbel ist wüthend auf die Gräfin. Sie drohen, daß sie sie verhaften und in Stücke zerreißen wollen.

Der Prinz lachte. Sie drohen, und ein einziger Flintenschuß wird die schnatternden Spatzen auseinander jagen!

Er schob den Haushofmeister bei Seite und führte die Gräfin nach den vorderen Zimmern, nach dem großen Banquetsaal, wo die Rosenguirlanden an den Wänden hingen und die rosenbekränzten goldenen Becher die Tafel schmückten. Jetzt hörte man das Geschrei und Gebrüll des Volkes; es donnerte und rauschte, als ob die Wogen eines aufgeregten, sturmgepeitschten Meeres gegen das Ufer schlügen. Der Prinz blieb stehen und schaute zu der Gräfin hin.

Sie fürchten sich doch nicht, Aurora?

Sie hob das Haupt nur stolzer empor, und eine glühende Röthe flog über ihre Wangen hin.

Ich mich fürchten, Prinz? Ich kenne diese Töne; ich habe als Kind schon das Volk von Paris gesehen, wie es brüllend die Guillotine umlagerte, auf welcher eben das Haupt meines Vaters fiel. Ich fürchte mich vor keinem Volkssturm, ich verachte das Volk! Kommen Sie, lassen Sie uns an das Fenster treten.

Sie sind ein himmlisches Weib, murmelte der Prinz, ihre Hand fester in der seinen

drückend. Ja, lassen Sie uns an das Fenster gehen.

Als sie jetzt Beide an das Fenster traten und es aufrissen, brüllte das Volk, welches in dichten, wogenden Massen rings den ganzen Platz vor dem Hôtel und die Straßen erfüllte, welche in denselben einmündeten, laut auf und drohte, schrie und hob die geballten Fäuste empor zu den Beiden, die lächelnd, in strahlender Schönheit in ihren seltsamen Gewändern oben am Fenster standen.

Seht Ihr, da ist sie, die französische Spionin! Sie will uns an Frankreich verrathen, wir sollen französisch werden, wie es Hannover geworden ist! Seht die Spionin an, und seht nur den Prinzen, sie spielen Maskerade, und in dieser Maskerade wollen sie uns verrathen, wollen die Thore öffnen und wollen das französische Militär einlassen!

Und wenn hier und dort eine Stimme aus dem Volkshaufen das gesagt, so brüllten die Anderen vor Wuth und traten näher zusammen und drohten hinauf.

Was rufen sie denn, was schreien sie? fragte die Gräfin. Zum ersten Mal beklage ich es,

daß ich dieses Kauderwelsch der deutschen Sprache nicht verstehe. Was brüllen sie denn, Prinz?

Achten Sie nicht darauf, sagte er mit einem verächtlichen Lächeln. Es sind Tolle, Betrunkene, die da brüllen, weiter nichts.

Ich will es wissen; hören Sie, dort schreien sie schon wieder. Ah, das Wort verstehe ich. Spionin! Spionin! rufen sie. Meinen sie mich damit?

Und mit ihrem unschuldsvollen Lächeln und mit einer stolzen Ruhe wandte sie sich mit dieser Frage an den Prinzen hin.

Sie wissen gar nicht, was sie meinen, Gräfin; sie haben nur eine allgemeine Furcht vor dem republikanischen Frankreich, und es macht sie toben und schreien, weil Sie eine Französin sind.

Seht sie nur, sie lachen! schrie es von unten herauf. Sie wollen uns verhöhnen und verspotten! Ein preußischer Prinz, und läßt sich von einer französischen Spionin umgarnen und gewinnen! Wehe ihr! Sie soll nicht in Hamburg bleiben! Sie soll fort! fort!

Und wie ein Lauffeuer ging es durch die Masse des Volkes, und es brüllte: Sie soll fort! Fort mit der Spionin!

Nun donnerte und pochte es gegen das Thor

des Hôtels, welches der Wirth längst hatte verschließen und die eisernen Riegel davor schieben lassen. Es war ein wüthender Lärm, ein rasender Sturm des Volkszornes, der da heulte und schrie und pochte und donnerte.

Der Hôtelbesitzer kam bleich herein gestürzt, gefolgt von den Kellnern, die zitternd wie Espenlaub sich hinter ihm bargen.

Gnädiger Herr! ich bitte mir zu sagen, was ich thun soll. Die Leute kennen mein Hôtel, und wenn sie die vordere Thür nicht zu stürmen vermögen, so werden sie durch den Garten zur Hinterpforte eindringen. Was soll ich thun?

Was Sie thun sollen, Mann? fragte der Prinz mit blitzenden Augen. Bewaffnen sollen Sie sich, um diesen elenden Volkshaufen fortzujagen!

Bewaffnen, gnädiger Herr!? Es sind Bürger darunter, Bürger unserer guten Stadt; es sind meine Freunde, meine Brüder vielleicht. Ich darf das nicht wagen ohne Consens des Senats!

Sie dürfen das nicht wagen? Nun, Mann, dann wollen Sie also den Pöbel hier eindringen lassen?

Ich weiß nicht, was ich thun soll! Ich flehe zu Eurer königlichen Hoheit um Gnade, um Erbarmen, um Mitleid!

Und wenn ich das Alles hätte, was kann ich thun?

Die Gräfin war zu ihm getreten und legte mit einem höhnischen, kalten Lächeln ihre Hand auf den Arm des Prinzen.

Ich will Ihnen sagen, Prinz, was der Mann von Ihnen verlangt: Sie sollen mich der Volkswuth preisgeben, oder vielleicht mich verbergen wie eine Verbrecherin, bis der Zorn dieser heulenden Canaille verraucht ist.

Ich beschwöre Sie, gnädige Gräfin, thun Sie das! Verbergen Sie sich! flehte der Wirth. Es mag sein, daß diese armen Leute nur aufgereizt, nur von irgend einem Ihrer Feinde bestochen sind zu dieser Wuth und Empörung, damit Sie Hamburg verlassen sollen.

Und Sie glauben, daß ich erbärmlich genug wäre, dies zu dulden? fragte der Prinz den Wirth des Hôtels. Wo sind meine Leute, wo sind meine Diener, wo meine Freunde, die ich geladen zum Fest?

Es hat Niemand von den Herrschaften das Hôtel mehr erreichen können, sagte der Wirth. Einige von den Herren haben versucht, sich durch die Menge hindurch zu drängen; es ist ihnen aber nicht gelungen. Man schrie, stieß sie zu-

rück und heulte: daß keine Maskerade mehr im Hôtel stattfinden solle, daß Niemand mehr zur französischen Spionin hinkommen dürfe.

Aber meine Diener, meine Lakaien, mein Haushofmeister? fragte der Prinz. Wo sind sie?

Sie sind im Vorzimmer und warten auf die Befehle Eurer königlichen Hoheit.

Der Prinz schritt hastig nach dem Vorzimmer hin, wo seine sechs Lakaien, seine Kammerdiener, sein Haushofmeister und die Stallbedienten versammelt waren.

Habt Ihr Gewehre, Schießgewehre? fragte er.

Königliche Hoheit, sagte der Haushofmeister seufzend und zitternd, es sind nur die wenigen Jagdgewehre da, welche Eure königliche Hoheit mir befohlen hatten mitzunehmen, sechs Gewehre.

So ladet sie, nehmt sie, stellt Euch damit an die Fenster, und auf mein Commandowort gebt Ihr Feuer.

Um Gottes willen, ächzte und flehte der Hôtelbesitzer, thun Sie das nicht. Es würde Entsetzliches geschehen! Man würde mein Haus stürmen, man würde Alles zerstören, und das schwöre ich Eurer königlichen Hoheit, Sie selber würden nicht sicher vor der Wuth des Volkes

sein! Königliche Hoheit, ich habe in meinem Keller ein ganz sicheres, luftiges, kleines Gemach, das nur für Diejenigen bestimmt ist, welche im Keller von den alten Weinen trinken wollen. Ich beschwöre Eure königliche Hoheit, lassen Sie uns die Gräfin dorthin führen und warten, bis der Sturm vorüber ist.

Und wenn der Sturm vorüber ist, sind wir Alle elende Memmen gewesen, welche nie wieder wagen können, den Blick aufzuheben, zu dem verächtlichen Pöbel! Meinen Sie, daß ich, ein Prinz, hier wie eine Maus in der Falle mich fangen lassen und die Katze um Gnade bitten soll? Nehmt die Gewehre, Leute, ladet sie und tretet an die Fenster, und auf mein Commando gebt Ihr Feuer!

Es ist unmöglich, ich darf es nicht dulden! Sie dürfen nicht Bürger der freien Stadt Hamburg tödten wegen einer französischen —

Sprechen Sie das Wort nicht aus! rief der Prinz drohend, den Hôtelbesitzer an der Gurgel packend und ihn weit von sich schleudernd. Unterstehen Sie sich nicht, Beschimpfungen hier in Gegenwart der Gräfin auszusprechen!

Aber das Wort, welches er dem Hôtelbesitzer

versagt hatte, tönte jetzt wie lauter Donner von der Straße wieder herauf.

Die französische Spionin! Wehe ihr! Wir wollen sie haben, wir wollen sie zerreißen!

An die Fenster! commandirte der Prinz. Ladet Eure Gewehre und tretet an die Fenster! Weber, geben Sie mir meine Jagdflinte her, und wehe dem Vogel, den ich auf's Korn nehme!

Die Lakaien waren hinaus geflogen, und nach wenigen Minuten schon brachte der Haushofmeister dem Prinzen die Flinte dar.

Jetzt wollen wir sehen, ob die Spatzen, wenn ich ihnen drohe, noch weiter zu zwitschern wagen! sagte der Prinz, indem er an das Fenster trat.

Im Hintergrunde des Zimmers, dicht in einer Ecke, stand händeringend der Hôtelbesitzer.

Um Gottes willen, was soll das werden! Wenn nur meine Boten, die ich an den Stadthauptmann geschickt, angekommen sind! Wenn nur die Stadtmiliz zur Hülfe käme. Sie könnte jetzt schon hier sein.

Der Prinz stand jetzt am Fenster und hob die Jagdflinte empor Und! wie das Volk diese drohende Bewegung sah, brüllte es nur lauter auf und schrie und heulte, als es jetzt an den

Fenstern die prinzlichen Lakaien mit den Gewehren erblickte.

Sie wollen auf uns schießen! Das wollen wir ihnen bezahlen!

Und nun entstand ein ungeheueres Gewirr. Man sah, wie einzelne Menschen sich bückten, man sah, wie sie dann die Hände mit Steinen bewaffnet erhoben, und nun schwirrte und sauste es durch die Luft und fiel dann prasselnd von dem Gemäuer wieder hernieder.

Der Pöbel wirft mit Steinen, sagte der Prinz. Jetzt, Aurora, bitte ich Sie, treten Sie vom Fenster zurück, es könnte sonst irgend ein Unglück geschehen!

Und wenn es geschähe, sagte sie mit flammendem Blick und mit dem dämonischen Leuchten in ihrem Angesicht, wenn es geschähe, — ich fürchte das Volk und auch den Tod nicht! Es ist nicht schlimmer, an einem Steinwurf zu sterben, als das Haupt auf die Guillotine zu legen, wie es mein Vater gethan. Ich bleibe neben Ihnen, mein Prinz!

Und ich vergesse Ihnen das nie, so lange ich lebe! nie, Aurora! Ich habe Sie geliebt, von diesem Moment an bete ich Sie an!

Und auf nichts achtend, umschlang er sie mit

dem linken Arm, während er in dem rechten das Gewehr hielt, und drückte sie einen Moment fest an sich.

Der Pöbel sah es und brüllte und schrie laut auf.

Da lachte der Prinz und drohte hernieder mit seinem Gewehr und legte es an. Weithin hallend über das Gebrüll der Menge hörte man jetzt die gebieterische Stimme des Prinzen, welche rief:

Den Ersten, welcher es wagt, noch ein Wort der Beschimpfung auszusprechen, den tödte ich!

Einen Moment war Alles still, dann aber war es, als ob nicht Einer, nicht Hunderte, sondern als ob Tausende brüllten:

Die französische Spionin wollen wir haben! Wehe der französischen Spionin. Wir zerreißen sie, wir ermorden sie! Wir wollen nicht französisch werden! Wehe der französischen Spionin!

Nun knallte ein Schuß, eine Rauchwolke zog dahin, ein Schreckensschrei, ein Todesgestöhn — und man schleppte eine blutende Männergestalt hinweg. Nun brüllte das Volk und heulte nur stärker auf.

Jetzt sind wir Alle verloren! ächzte der Wirth und sank in seiner Ecke auf die Kniee nieder. Alle verloren! Nun werden sie mir das Haus stürmen und uns Alle ermorden, ich kenne den Pöbel. Oh Gott stehe uns bei, sei uns gnädig in unserer letzten Stunde!

Jetzt flogen und kollerten die Steine gegen die Mauern und in die Fenster hinein. Einer von ihnen traf den knieenden, zitternden Mann, daß er betäubt zusammen sank.

Der Prinz ladete emsig und unverdrossen sein Gewehr zum zweiten Mal, immer noch am Fenster stehend und immer noch neben ihm die Gräfin mit dem drohenden, flammenden Gesicht hinunter schauend auf den brüllenden Pöbel. Da flog ein Stein heran, sie sah ihn kommen, sie wußte, daß er gegen sie gerichtet war, und sie erhob die rechte Hand, um ihre Stirn zu schützen. Dann tönte ein Schrei von ihren Lippen und die Hand sank zerschmettert nieder. Und nun ein Schrei von den Lippen des Prinzen, und er stürzte zu ihr hin und sank neben ihr auf die Kniee nieder.

Sind Sie verwundet, Aurora?

Und in demselben Moment hörte man von

draußen die schmetternden Töne von Trompeten. Sie weckten den halbbetäubten Wirth, daß er aufsprang und freudig rief: Die Miliz ist da! Gott sei Dank, die Miliz ist da! jetzt sind wir gerettet!

Nun Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter und Stimmen, welche riefen: Fort mit Euch! Fort! —

Allgemach verstummte das Gebrüll des Pöbels, die Miliz zog heran, die Stadtmiliz der freien Stadt Hamburg. Mit ihrem Trommelwirbel und ihren Commandoworten trieb sie das Volk auseinander, daß es sich fortdrängen ließ von dem Platz vor dem Hôtel, hinein in die nächsten Straßen. Dann säuberten die heransprengenden, berittenen Soldaten den Platz, besetzten die Eingänge zu den Straßen, und Ruhe und Stille ward wieder ringsum.

Prinz Louis Ferdinand hatte auf das Alles nicht geachtet. In seinen Armen hatte er Aurora zu einem der Polster, welche um die Tafel standen, hingetragen, und da lag sie mit halbgeschlossenen Augen, und das Blut tröpfelte nieder von ihrer weißen Hand. Er drückte ihre Hand an seine Lippen, trank das Blut aus ihrer Wunde und schrie nach einem Arzt.

Schafft mir einen Arzt, einen Doctor! Der Erste der kommt, soll gesegnet sein! Ich gebe ihm ein ganzes Landgut als Preis. Schafft mir einen Arzt, einen Arzt!

3.

Der Bote.

Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder Friedrich's des Großen, trat mit ungewohnter Eilfertigkeit und düsteren Mienen in das Vorzimmer des Königs ein.

Majestät in seinem Cabinet? fragte er den Kammerherrn du jour, der ihm ehrerbietig entgegen trat, und ohne Antwort abzuwarten, wollte er nach der Thür des Cabinets hineilen.

Ich bitte um Vergebung, königliche Hoheit! Seine Majestät sind allerdings in dem Cabinet, aber es ist mir strenger Befehl gegeben, mit nichts und auf keine Weise den König zu stören, es scheinen wichtige Depeschen vorzuliegen, und die Couriere warten schon, welche sie befördern sollen.

Ich hoffe, sagte der Prinz heftig, daß die Mitglieder der königlichen Familie eine Ausnahme machen! Sie wissen ja, daß der König ein- für allemal den Befehl gegeben hat, daß wir unangemeldet zu Seiner Majestät eintreten können, und ich muß in einer dringenden Angelegenheit dies auch heute für mich beanspruchen!

Dann bitte ich, daß Eure königliche Hoheit das auf Ihre eigene Gefahr thun! sagte der Kammerherr, zurücktretend; ich wage nicht, Dieselben dem König zu melden.

Wohl, auf eigene Gefahr! sagte Prinz Ferdinand, indem er nach der Thür hineilte und sie langsam und vorsichtig öffnete.

Der König saß an seinem Arbeitstisch und war eifrig mit Schreiben beschäftigt; die Thür des nächstliegenden Zimmers war geöffnet, und in demselben gewahrte man mehrere Herren aus dem Staatsrath, die um einen runden Tisch saßen und gleichfalls eifrig schrieben. Der König, von dem Geräusch der zufallenden Thür erschreckt, wandte sich um.

Wer ist denn da? Wollte ungestört sein!

Aber dann, als er die kleine, gebeugte Gestalt seines Oheims erkannte, sprang er lebhaft auf

und kam ihm entgegen. Ein Unglück geschehen? Onkel Heinrich gestorben?

Nein, mein lieber Neveu und König, sagte der Prinz, kein Unglück geschehen; mein Bruder ist allerdings sehr krank und vielleicht hoffnungslos, aber noch halten ihn seine Lebenskräfte aufrecht.

Wenn das ist, mein lieber Oheim, weshalb sonst gekommen? fragte der König zerstreut. Hab' Wichtiges zu thun, bitt' um Verzeihung, daß ich das sagen muß!

Ich weiß, Majestät, sagte der Prinz mit bittender Stimme, es ist kühn von mir, daß ich hier eindringe, obwohl der Kammerherr draußen mir gesagt hat, daß es unerlaubt ist; aber die Noth kennt kein Gebot! Und ich bin wirklich von der Noth getrieben, sofort um Abhülfe zu bitten!

Was ist es? fragte der König, — und plötzlich flog ein leises Lächeln über sein Angesicht — ach ich sehe schon, es ist wieder etwas mit dem Louis?

Der Prinz nickte. Erlauben Sie, Majestät, daß ich die Thür zu jenem Zimmer zumache?

Der König ließ den alten Prinzen nicht dazu kommen, sondern eilte schnell hin und schloß

sie selber. Jetzt, mein lieber Oheim, nehmen Sie Platz, und sagen Sie, um was es sich handelt? Die Couriere warten, schlimme Nachrichten aus Oesterreich, haben wieder eine neue Niederlage erlitten, können keinen Frieden halten. Aber sagen Sie, lieber Onkel, was ist es?

Es ist dies, rief der Prinz heftig, daß mein Sohn Louis, der tolle Verschwender, der übermüthige Ruhestörer, mich noch unter die Erde bringen wird! Es ist dies, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe habe vor seinen Gläubigern, und daß eine ganze Schaar von Hamburg herüber gekommen ist und von mir Bezahlung verlangt!

Schlimm allerdings, lieber Onkel! Ein wilder Bursche, der Louis, aber ein braves Herz.

Was nützt mir das brave Herz, wenn er nur verschwendet und sich vergnügt und amüsirt an unerlaubten Dingen, polterte der Prinz. Er kennt jetzt kein Maß noch Ziel, und ich bin gekommen Sie zu bitten, daß Sie mir sofort, ja, wenn es irgend möglich ist, noch am heutigen Tage Hülfe gewähren!

Wie kann ich das? fragte der König achselzuckend; Louis ist majorenn, und Ermahnungen fruchten nichts bei ihm, wie Sie wissen, lieber Onkel.

Gott sei's geklagt, daß ich's weiß! jammerte der Prinz; mit dergleichen ist es ganz unmöglich, seinen Verschwendungen Einhalt zu thun, es muß ein strenges Gericht gehalten werden. Eure Majestät müssen mich retten, denn wenn das so fort geht, nur eine Woche noch so wie er es jetzt in Hamburg treibt, so bin ich ein verlorener Mann und habe das Gespött der ganzen Welt, und kann nicht mehr die Augen aufschlagen vor den Menschen, denn es begegnen mir so oft Gläubiger, und ich muß fürchten, daß sie mich verhöhnen, wenn ich in einer anständigen Equipage fahre, während mein Sohn so viele Schulden bei ihnen hat!

Freilich schlimm, sagte der König, und ich begreife, daß es Ihnen Noth und Aerger macht, lieber Onkel! Aber Sie sind doch immer ein reicher Herr, und dann, da Sie sagen, daß unser lieber Onkel Heinrich rettungslos dem Tod verfallen ist, so haben Sie Hoffnung auf neuen Reichthum. Prinz Heinrich ist sparsam gewesen, hat niemals seine Revenuen aufgebraucht, hat viel Geld gesammelt, viel Güter aufgekauft, Sie sind sein einziger Bruder, folglich sein einziger Erbe!

Wer weiß! seufzte der Prinz. Heinrich ist

immer ein seltsamer, ungewöhnlicher Mensch gewesen, und hat immer mit Verachtung auf mich herabgesehen. Bin ihm nicht genial genug, bin auch kein Held, sondern ein simpler Prinz, der ehrlich und anständig in Langeweile lebt! Er liebt mich nicht, und ich weiß nicht, ob ich auf seine Erbschaft rechnen kann. Und wäre das auch, Majestät, empfinge ich Millionen und wieder Millionen, so würde das doch Alles nichts helfen! Mein Sohn würde doch Alles verschwenden und mich an den Bettelstab bringen! Denn Millionen werden bei ihm nur in ein Danaidenfaß geschöpft und verschwinden, und nichts bleibt von ihnen übrig, als die schönen Brillanten und Kostbarkeiten, die er den schönen Weibern und Buhlerinnen schenkt, und die Schlösser, die er für sie bauen läßt, während seine eigenen Häuser verfallen, weil nichts zu ihrer Ausbesserung geschehen kann! Es ist ein Jammer und eine Noth, und ich trag's nicht länger. So wie in Hamburg, hat er's noch niemals getrieben, und wär's nicht die äußerste Noth, würde ich nicht gewagt haben, Eure Majestät zu incommodiren!

Was ist denn die äußerste Noth? fragte der König mit etwas ungeduldiger Stimme. Sie klagen und lamentiren, aber es sind immer die

alten Klagen, der alte Jammer, der so alt ist wie mein lieber Vetter selber. Er verschwendet, er ist ungehorsam, achtet nicht auf unsere Befehle! Was ist es weiter?

Es ist weiter, Majestät, daß heute Morgen vier Juden, die berühmtesten und berüchtigsten von ganz Hamburg, zu mir gekommen sind und Bezahlung verlangten für ein Wunderfest, welches der Prinz dieser räthselhaften Person, der Gräfin von Steen, gegeben hat.

Und das Fest hat wohl ein paar Tausend Thaler gekostet? fragte der König mit leisem Lächeln.

Ein paar Tausend? Zwanzigtausend Thaler hat es gekostet! Und wie sie abreisten, war schon wieder ein neues Fest in Vorbereitung, und Louis hatte die Wucherer wieder um Geld angegangen, sie aber haben es ihm abgeschlagen und gemeint, er solle nur erst das Alte bezahlen! Und weil er sie ausgelacht hat, so sind sie hierher gekommen.

Zwanzigtausend Thaler? Das übersteigt freilich die Grenze des Schicklichen und Vernünftigen, sagte der König ärgerlich.

Und das Schlimmste kommt noch! seufzte der Prinz mit zitternder Stimme. Eben vor einer

halben Stunde ist der Haushofmeister des Prinzen, der alte, treue Weber, hier angekommen. Sie wissen, er liebt Prinz Louis und vergöttert ihn, und wenn der kommt um anzuklagen, dann muß es schon schlimm sein. Ach Majestät, ich möchte weinen und schreien vor Wuth über Alles, was der mir erzählt hat!

Nun, was ist es denn? Sprechen Sie, mein lieber Onkel!

Prinz Ferdinand schüttelte traurig das Haupt und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Ich kann's nicht, kann's nicht! Aber ich habe den Weber mitgebracht, und wenn Majestät erlauben, soll er aus dem ersten Vorzimmer hierher kommen und selber erzählen.

Es ist freilich schlimm, sagte der König, sehr schlimm, die Depeschen müssen befördert werden! Indessen Familienangelegenheiten haben auch ihr Recht und sind ein Theil der Staatsangelegenheiten. Ich bitte, lieber Oheim, lassen Sie den Kammerdiener eintreten. Ich will nur den Herren dort einige Mittheilungen machen!

Und er begab sich rasch in das Zimmer, in welchem der Staatsrath versammelt war.

Der Prinz eilte hinaus und holte aus dem ersten Antichambre den Haushofmeister herein.

Nun, Weber, fragte der König hastig, wieder in das Cabinet eintretend, was giebt es denn? Der Herr Oheim ist ja ganz außer sich! Es muß wohl etwas Besonderes sein, das unser lieber Vetter jetzt in Hamburg treibt!

Ja, Majestät, leider etwas ganz Besonderes! seufzte der Haushofmeister, sich tief verneigend; es ist das erste Mal, daß ich Klage führe über meinen lieben, gnädigsten Herrn. Habe ihn als Knaben auf meinem Arm getragen, und zuweilen hat er auch gehört auf meine Mahnungen und Vorstellungen und hat sich ein wenig menagirt in seinen Ausgaben. Aber jetzt ist Alles vergeblich, die Hexe hält ihn in ihren Banden, und wenn ihn Majestät nicht erlösen, so ist mein lieber, gnädigster Herr verloren und nichts kann ihn retten, denn ich bleibe dabei, diese Person ist eine Zauberin!

Sie meinen die Gräfin von Steen? fragte der König mit verdüsterter Stirn.

Ich meine die Zauberin. Jetzt nenne ich sie Gräfin von Steen, morgen hat sie vielleicht wieder einen andern Namen! Daß es eine Hexe ist, glauben Sie mir, Majestät! Und sie hat ihn verzaubert! So etwas ist noch nicht erhört und noch nicht dagewesen, wie der Prinz es treibt! Alle

Tage, ausgesuchte Feste, und was für Feste! Nicht wie ordentliche Menschen Feste feiern, wo in Sittsamkeit gegessen und getrunken wird in Festekleidern. Nein! Wie die Griechen und Römer es gethan haben, so werden die Feste abgehalten! Und gesungen wird und gejubelt, und Tänze aufgeführt von Tänzerinnen, die ein ehrbarer Mensch gar nicht mit ansehen kann mit den kurzen Kleidern, die kaum bis zum Knie gehen, und gar keine Aermel in den Kleidern! Und da, ach, ich möcht's gar nicht sagen, da sahen die anderen Damen, die auch nicht viel besser angezogen waren, vergnüglich hin, und die Herren klatschten und nahmen die Rosenkränze — denn sie trugen alle Rosenkränze — nahmen sie von ihren Köpfen und schmissen sie den Tänzerinnen zu! Und der Prinz hat sogar vor einigen Tagen, als sie wieder so schön tanzten, einen Ring mit einem Solitair von seinem Finger gezogen und ihn auf eine der Rosen gesteckt, die er dann der abscheulichen Tänzerin hinwarf.

Ueber das Antlitz des Königs flog eine dunkle Röthe der Scham und des Zornes. Das ist allerdings ein Skandal und nicht eines Prinzen würdig! sagte er leise vor sich hin.

Ach, Majestät, wenn's nur das wär', dann würde ich geschwiegen haben; aber der Prinz

treibt's jetzt zu arg, und jedes Fest macht ihn noch toller und läßt ihn sinnen auf neue Arten Kostbarkeiten, damit die Teufelin ihn anlächelt und ihm gnädig dafür ein Lob spendet aus ihren großen Augen, die wie höllisches Feuer blitzen! Und nun alle die Brillanten und Saphire, die er ihr schenkt!

Und die alle noch nicht bezahlt sind! jammerte Prinz Ferdinand dazwischen. Einer von denen, die heute Morgen gekommen sind, ist ein Juwelier.

Und andere werden noch kommen, sagte der Haushofmeister, denn das waren nur die Brillanten vom vorigen Fest. Aber zu dem griechischen Fest, zu den Saturnalien, wie sie es nannten, habe ich selbst die Schmucksachen gekauft, und den Schmuck mit den Saphiren und Brillanten hat sie doch behalten, wenn auch das Fest nicht stattfinden konnte.

Warum konnte es nicht stattfinden? fragte der König.

Der Pöbel hat's nicht gelitten! seufzte der Haushofmeister.

Der König schrak zusammen. Wie? ist unser Vetter bereits so weit, daß er Händel mit dem Pöbel hat?

Ja leider, Majestät, mit dem Pöbel! Sie haben das Hôtel belagert, es war eine förmliche Revolte, der Prinz hat unter das Volk geschossen und hat einen Menschen getroffen, daß er auf den Tod danieder liegt. Und nun wurden die Leute rasend, und haben mit Steinen auf das Hôtel geworfen. Und ein Stein hat diese abscheuliche Zauberin getroffen, und Gott sei's geklagt! leider nur auf die Hand, nicht auf den Kopf. Ich würde Gott gedankt haben, wenn sie aus der Welt gebracht worden wäre, diese Hexe! Es ist eine schreckliche Geschichte, Majestät! Ganz Hamburg war in Aufruhr, und war's noch als ich abreiste, denn ich fühlte, daß ich nicht länger bleiben konnte, und so bin ich denn, ohne Wissen des Prinzen und ohne um Erlaubniß zu bitten, gleich den Abend, wie die scheußliche Revolte stattfand, entflohen, bin mit Courierpferden hierher gefahren, um Sie zu beschwören, daß Sie meinen lieben, gnädigsten Prinzen retten möchten aus den Händen der Zauberin! Er ist verloren, wenn's nicht sogleich geschieht; ganz Hamburg ist in Wuth über sie und auch über meinen lieben Prinzen, der doch nichts weiter gethan hat, als daß er ihr in die Hände gefallen ist! Ich weiß wohl, daß mein Prinz wüthend

sein wird auf mich, daß ich hierher gekommen bin und ihn anklage, aber ich kann mir nicht helfen, muß seinen Zorn riskiren, obgleich ich glaube, daß ich daran sterben werde, wenn ich sein Angesicht nicht mehr sehen kann, das für mich wie die Sonne, wie alle Sterne ist. Aber ich beschwöre Eure Majestät, retten Sie ihn, erlösen Sie meinen Prinzen von der fürchterlichen Zauberin. Es giebt sonst noch ein Unglück, Majestät! Ich wiederhole es, ganz Hamburg ist in Wuth, und der Prinz ist so obstinat, er will durchaus nicht von Hamburg fort, nicht von ihr lassen, und hat gleich am nächsten Morgen die Hamburger wieder geärgert, indem er mit ihr im offenen Wagen durch die Straßen fuhr, und so langsam als möglich, daß ganz Hamburg daran ein Aergerniß nahm.

Das ist freilich ein großes Aergerniß, auch für uns! sagte der König. Es darf keinen Tag länger so bleiben, und wir müssen uns zum Aeußersten, zum Schlimmsten bequemen! Haben Sie noch weiter 'was zu berichten, Weber?

Hab' nur noch zu beschwören, daß Sie meinen lieben Prinzen retten möchten! flehte der alte Mann, dem die hellen Thränen über die Wangen flossen.

Der König nickte. Soll gerettet werden, wenn er's auch Ihnen und uns nicht dankt! Und wenn er Sie verstößt, kommen Sie zu mir, sind immer ein treuer Diener gewesen. Fahren Sie jetzt nach Hamburg, suchen Sie den Prinzen zur Raison zu bringen. Wir wollen auch das Unsrige thun. Ist mein Adjutant, Oberst Massenbach, im Vorzimmer?

Ja, Majestät, ich glaube ihn bemerkt zu haben, sagte der alte Weber, indem er sich rückwärts nach der Thür zurückzog.

Rufen Sie ihn herein, soll im ersten Vorzimmer warten, bis ich die Thür aufmache. Und jetzt, mein lieber Onkel, sagte der König, sich an den Prinzen wendend, der weinend in einen Sessel niedergesunken war, jetzt vergeben Sie, daß ich vorher so ungeduldig war und meinte, daß nur die Schulden des Prinzen Sie so unwirsch gemacht haben. Die Sache liegt allerdings schlimmer, als ich gedacht habe, und es ist nöthig, daß wir mit Ernst und Strenge verfahren und selbst zum Aeußersten schreiten. Sie haben mich schon mehrmals gebeten, daß ich meine Einwilligung dazu gebe, den Prinzen Louis als Verschwender erklären zu lassen, dem Jeder auf eigene Gefahr borgt, und dessen Schulden Sie nicht

bezahlen. Ich wollt' nicht gern zum Aeußersten schreiten, ist immer ein unangenehmer Skandal und nicht würdig der königlichen Familie, aber er zwingt uns dazu! Ich gebe Ihnen meine Einwilligung. Treffen Sie beim Gericht die Vorkehrungen, und lassen Sie den Prinzen Louis als einen Verschwender erklären. Thut mir weh, daß ich das sagen muß, und ich wollt', ich wäre reich genug, ihm immer wieder die Schulden zu bezahlen. Aber es würde Eitelkeit sein, wenn ich, um die Familie nicht zu compromittiren, so viel Geld dem Staate entziehen würde. Thut mir sehr weh, aber es muß sein! Bringen Sie es in Ordnung!

Thut mir auch bitter weh, seufzte der Prinz, daß er uns so viel Aergerniß bereitet, doch wir können es nicht ändern. Meine Gemahlin und meine Tochter siechen an Kummer und Gram über ihn dahin und weinen auch aus Kummer über mich, weil ich nun endlich doch zu den äußersten Gewaltmaßregeln schreiten muß. Das größte Unglück, das einem Vater doch widerfahren kann, ist, wenn er geniale Kinder hat!

Kommt nur darauf an, wie die Genialität ausschlägt, sagte der König leise, der große Friedrich war auch ein geniales Kind!

Aber er hatte das Glück, Kronprinz zu sein und seine Genialität auslassen zu können! rief Prinz Ferdinand.

Der König zuckte zusammen, und eine Wolke flog über seine Stirn. Thut mir leid, das Glück ist dem Prinzen Louis nicht geworden, und soll ihm auch nicht werden! sagte er mit ein wenig barscher Stimme. Weiß recht wohl, daß es unzufriedene Menschen giebt, denen ich es nie recht mache und die meinen, daß Prinz Louis Ferdinand eigentlich den Beruf hätte, das Scepter zu führen.

Oh, Majestät, reden Sie nicht weiter! Es wäre ein großes Unglück für den preußischen Staat, wenn mein verschwenderischer Sohn König werden sollte! Er würde bald nur über einen Staat, von Wucherern und Gläubigern bevölkert, regieren.

Der König lächelte, und seine Miene erhellte sich wieder. Und haben Sie denn gar nicht versucht, den Prinz Louis zurück zu rufen aus Hamburg?

Alles versucht, Majestät! Ihm täglich Briefe geschrieben, ich sowohl, wie meine Gemahlin und Tochter.

Und ich selber, sagte der König kopfschüttelnd,

ich selber habe schon zweimal vertraulich durch den Köckeritz an ihn schreiben lassen und ihn gebeten, dem Skandal ein Ende zu machen. Alles vergeblich! Es kommen keine Antworten. Wir wollen jetzt den Massenbach damit beauftragen.

Er ging an die Thür und rief den Oberst von Massenbach herein. Massenbach, habe eine Sendung für Sie, eine ziemlich kitzliche, diplomatische Sache.

Der Oberst verneigte sich. Majestät wissen, daß ich stets bereit bin, Ihrem Befehle zu gehorchen.

Es gehört Klugheit und Gewandtheit dazu, sagte der König, es gilt, Jemand aus Gefangenschaft zu befreien und ihn hierher zu bringen.

Der Oberst schaute verwundert zu dem König auf. Ich soll einen Gefangenen befreien?

Friedrich Wilhelm nickte. Ja, einen Gefangenen; aber es wird schwer halten, denn es ist kein irdisches Gefängniß. Sie sollen den Prinzen Louis Ferdinand befreien aus den Banden, in denen er in Hamburg liegt.

Man hat den Prinzen gefangen genommen? fragte der Oberst ganz entsetzt.

Es wäre vielleicht besser, man hätte seine Person, als sein Herz gefangen genommen.

Prinz Louis liegt in den Banden der schönen Gräfin von Steen, die wir hier gehabt haben und die so plötzlich abreiste. Sie hat ihre Stricke um ihn gelegt und hält ihn fest, und wenn Sie ihn nicht erlösen und hierher bringen —

Oh, Majestät! rief Massenbach ganz entsetzt, das ist allerdings eine schwierige Sache, eine wahre Herculesarbeit, und ich gestehe, daß ich ihr nicht gewachsen bin.

Der König nickte. Sind ein gewandter Mann, und der Prinz hält was auf Sie, sind sein Kamerad in dem Feldzug der Champagne gewesen. Vermögen mehr über ihn, als alle Anderen. Briefe wirken nicht mehr, schriftliche Befehle richten nichts aus. Er liest sie vielleicht gar nicht! Also sollen Sie, Massenbach, ihm meine Befehle persönlich bringen.

Der Oberst verneigte sich. Werde gehorchen, Majestät, aber ob der Befehl wirkt, das weiß ich nicht, das kann ich nicht versprechen.

Sollen sich inzwischen alle Mühe geben, sollen Alles anwenden, damit er wirkt. Gebe Ihnen Vollmacht, Massenbach, selbst mit Gewalt. Erlösen Sie ihn nur.

Mit Gewalt? fragte der Oberst erschrocken,

Eure Majestät wollen doch nicht sagen, daß ich den Prinzen als Gefangenen behandeln soll?

Will das sagen! nickte der König; wenn alle Mittel erschöpft sind, wenn er weder mit Gutem, weder mit Zureden, noch mit Vorstellungen und Drohungen hören will und zurückkehren, so sollen Sie Gewalt gebrauchen. Nehmen Sie zwölf Soldaten mit, heimlich, nicht alle auf einmal, damit es kein Aufsehen macht. Wenn der Prinz nicht gutwillig folgt, so nehmen Sie ihn gefangen, und bringen ihn hierher und sagen, daß es eine Ordre des Königs ist. Und nun gehen Sie, Massenbach! Sogleich abreisen, und nicht ohne den Prinzen Louis Ferdinand zurückkehren!

Der Oberst verneigte sich und ging hinaus.

Und nun, mein lieber Onkel Ferdinand, nun hoffe ich, daß wir Alles gethan haben, was in unseren Kräften steht! Hasse die Gewaltmaßregeln und das Aufsehen, mochte nicht gern, daß die Familienangelegenheiten in der Leute Mund kommen, aber wenn es sein muß, so soll man sich fügen. Der Prinz wird zum Verschwender erklärt, und wir lassen ihn uns von Hamburg abfordern! —

Und in selbiger Tagesstunde, treu den Befehlen des Königs, eilte der Oberst von Massen=

bach mit Courierpferden nach Hamburg. Zwölf Soldaten aus der Elite der königlichen Garde-Gensd'armen folgten ihm truppweise, um, wie der König es befohlen, nicht soviel Aufsehen zu machen. Tag und Nacht unaufhaltsam ging die Reise fort, und an dem nächsten Tage nach der Revolte und dem seltsamen Fest traf man in Hamburg ein. Es war früh am Morgen, und sofort begab sich der Oberst in das Hôtel de l'Europe, in welchem der Prinz wohnte.

Der Wirth stand bleich und mit ängstlichem Gesicht im Vorflur, als der Oberst in das Hôtel eintrat und nach dem Prinzen fragte.

Er ist doch zu Hause? befindet sich doch immer noch hier?

Ja wohl, seufzte der Hôtelbesitzer, befindet sich noch immer hier zu meinem größten Unglück, denn ganz Hamburg ist wüthend auf mich, daß ich die Gäste, die soviel Aergerniß geben, nicht entferne. Und ich habe auch den Prinzen beschworen, daß er mein Hôtel verlasse, er aber lachte dazu, und dann hat er etwas in seinem Wesen, daß man ihm nicht widerstehen kann! Wenn er Einen mit seinen braunen Augen ansieht, schmilzt Einem das Herz hin, und man sagt zu allen Dingen Ja!

Ja, das ist wahr, und mir wird's vielleicht auch so gehen, murmelte der Oberst vor sich hin. Und die Gräfin von Steen?

Die wohnt auch hier, sagte der Wirth, sie bewohnt die erste Etage, und der Prinz wohnt darunter und bewacht sie, als wäre er ihr Sclave. Bei jedem Geräusch erwacht er und sieht, ob der wundervollen Gräfin keine Gefahr droht. Sie kommen von Berlin, mein Herr? Ich sehe es an der königlich preußischen Uniform und bilde mir ein, Sie werden vielleicht vom Vater des Prinzen gesendet, um Hülfe in aller dieser Noth zu bringen.

Hoffe, daß ich sie bringe, sagte der Oberst Massenbach freundlich. Hören Sie, mein Herr, es werden zwölf Soldaten so nach und nach hier ankommen, quartieren Sie sie heimlich in den Hintergebäuden des Hôtels ein, damit sie bereit sind, wenn ich sie vielleicht brauche.

Sie wollen doch nicht den Prinzen verhaften? fragte der Wirth ganz entsetzt. Das werde ich nicht leiden, Herr! Es sollte mir in der Seele weh thun, und dann sind wir in der freien Reichsstadt Hamburg, und da darf man nicht im Hause eines Bürgers Jemand verhaften und noch dazu

einen so lieben, schönen Menschen, wie Prinz Louis ist.

Merk' es wohl, Sie sind auch in der Bezauberung! Beruhigen Sie sich, ich bin's auch, und wir Alle sind's mehr oder weniger. Aber es geschieht zu seiner Rettung. Ich hoffe, wir werden ihn erlösen von der Zauberin.

Sie ist eine Zauberin! nickte der Wirth, indem er scheu zu der oberen Etage aufblickte. Glauben Sie, es giebt nichts Schöneres als sie, und wenn sie lacht, lacht Einem das Herz im Leibe, und wenn sie einherschreitet am Arme des Prinzen, dann möchte man gleich auf die Kniee sinken wie vor einer Königin oder einer Göttin.

Bin sehr begierig, das Wunder zu sehen! Aber jetzt führen Sie mich zu dem Prinzen.

Er liegt noch im Bett, es hat wieder bis spät in die Nacht ein Fest gegeben, und er ist erst gegen Morgen zu Bett gegangen; die Kammerdiener schlafen auch.

Desto besser, ich werde zu ihm eintreten unangemeldet, während er noch im Bette liegt.

Und leise auf den Zehen schlichen die Beiden den Corridor hinunter nach dem Zimmer des Prinzen.

4.

Der italienische Bericht.

Prinz Louis Ferdinand lag noch auf seinem Lager, als der Oberst von Massenbach zu ihm eintrat. Er schien vor Erschöpfung so hingesunken zu sein, denn er war noch halb bekleidet und mochte wohl nur einige Augenblicke haben ruhen wollen, als der Schlaf ihn schon überwältigte. Massenbach trat leise ein, und auf den Zehen schlich er hin zu dem Lager des Prinzen. Lange schaute er ihn an und freute sich des Anblickes dieser vollen, kräftigen Gestalt, dieses schönen, edlen Angesichtes, das so ruhig und still und doch, trotz der geschlossenen Augen, so lebensvoll und mächtig erschien. Es mochten süße Träume sein, die den Prinzen umgaukelten, denn ein Lächeln stand auf seinen Lippen und flog wie

aufgehende Morgenröthe zuweilen über sein ganzes Angesicht hin.

Er ist wahrlich schön, sagte der Oberst leise zu sich selber, ganz in Bewunderung versunken. Wenn wir im alten Griechenland lebten, würden sie ihm Statuen errichtet haben, seiner Schönheit zur Ehre. Er würde berühmt geworden sein wie Alcibiades, und die schönsten und edelsten Frauen Griechenlands würden geworben haben um seine Liebe. Und thun sie es heute nicht auch? fragte er dann achselzuckend sich selber, nur daß im freien Griechenland das erlaubt war, was in unserem trüben Zeitalter verpönt und verfehmt ist. Armer Louis Ferdinand! Du hättest unter der heißen Sonne Griechenlands geboren werden müssen. Du wärest ein Held gewesen, und wir würden heute Deine Statuen bewundern, während wir Aergerniß nehmen an Deinem griechischen, freien Wesen. Wie schön er lächelt, und ich muß ihn nun wecken aus seinen süßen Träumen, und zu der harten und kalten Wirklichkeit ihn aufschrecken. Es ist meine Pflicht und ich muß gehorchen.

Er berührte leise mit der Hand die Schulter des Prinzen und nannte seinen Namen. Sofort schrak der Prinz zusammen, und die großen Augen

öffneten sich und schauten erstaunt und verwundert zu dem Obersten hin, der vor seinem Bette stand. Aber er sagte kein Wort, blickte ihn nur an und schien in seinem Antlitz seine innersten Gedanken lesen zu wollen.

Prinz Louis Ferdinand, sagte der Oberst mit leiser, ernster Stimme, ich bitte um Vergebung, daß ich Sie zu stören wage, und doppelt um Vergebung, weil Ihnen mein Kommen ungelegen sein wird.

Er schwieg und wartete auf eine Antwort, aber der Prinz sah ihn nur immer an und war still.

Ich komme von Berlin, fuhr der Oberst fort, komme im Auftrag Seiner Majestät und zugleich im Auftrag Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Ferdinand Ihres Vaters.

Jetzt, hoffte er, werde der Prinz eine Antwort geben, aber dieser schwieg beharrlich, richtete sich nur ein wenig vom Lager auf und blickte immer den Obersten dabei an.

Seine königliche Hoheit der Prinz Ferdinand hat, wie er mir sagte, mehrmals an Sie geschrieben, Prinz, und hat von Ihnen mit Bitten und Flehen, mit Strenge und Ernst gefordert, daß Sie Hamburg verlassen und in Ihre Gar-

nison zurückkehren sollten. Auch der König hat durch seinen Oberst Köcheritz an Sie dies Ersuchen, diesen Befehl stellen lassen, aber Eure königliche Hoheit sind dennoch zum Aergerniß der königlichen Familie hier in Hamburg geblieben.

Kein Zug in dem Angesicht des Prinzen veränderte sich. Es scheint mir, sagte er, die großen Augen immer auf Massenbach gerichtet, es scheint mir, daß Sie sprechen, Herr Oberst von Massenbach; aber ich gestehe Ihnen, daß ich nicht ein Wort verstehe von Dem, was Sie sagen. Ich habe das Unglück, seit ein paar Tagen vollkommen taub zu sein. Es ist hoffentlich eine vorübergehende Krankheit, aber sie beraubt mich des Vergnügens, Ihre Worte zu hören.

Das ist allerdings ein wahres Unglück für mich, sagte der Oberst lächelnd. Es ist dann schwer, die Befehle des Königs und Ihres Herrn Vaters zu Ihnen gelangen zu lassen, Prinz, denn vielleicht sind auch Ihre Augen zuweilen krank, können nichts Geschriebenes lesen; daher kommt es auch, daß Sie die schriftlichen Befehle nicht haben entziffern können. Dies ist der Grund, weshalb Seine Majestät und der königliche Prinz mich hierher senden, um münd-

lich zu wiederholen, was schriftlich nichts fruchtete. Und nun ist es allerdings ein schlimmes Unglück für mich und auch für Sie, Prinz, daß die Taubheit eine Verständigung jetzt unmöglich macht.

Der Prinz schien wirklich taub, denn er erwiderte nichts und schien die ganze Rede Massenbach's gar nicht gehört zu haben. Er erhob sich mit Ruhe und Gelassenheit von seinem Lager und begann seine Toilette zu machen.

Es ist wirklich schlimm, sagte der Oberst, und eine Wolke des Unmuths zog über seine Stirn hin, wie er den Prinzen in seiner Unbekümmertheit betrachtete, wirklich ein Unglück für Sie, königliche Hoheit, daß ich mich nicht verständlich machen und Sie nicht einmal warnen kann vor manchem Aergerniß, das Ihnen geschehen kann. Der Herr Vater ist in der That empört über Sie, und der König meint, daß er es mit Recht sei. Es sind einige Leute aus Hamburg zu dem Prinzen gekommen und forderten mit großem Ungestüm und ziemlicher Grobheit Bezahlung für Schulden, die der Prinz Ferdinand nicht gemacht hat, sondern die Eure königliche Hoheit hier gemacht haben. Dazu kommen die drängenden Gläubiger in Berlin und aus Magdeburg. Der Prinz hat sich daher zu seinem höchsten Schmerze genöthigt gesehen,

eine Gewaltmaßregel bei dem König zu beantragen, und Seine Majestät der König hat sie genehmigt.

Jetzt schwieg der Oberst und hoffte, daß diese Bombe die Taubheit des Prinzen verschwinden lassen würde, und daß er neugierig sein müsse zu hören, was der Prinz beantragt und der König genehmigt hatte.

Aber der Prinz schien wirklich taub. Er hatte nun seine Toilette vollendet und stand jetzt vor dem Spiegel, sein dickes, braunes, lockiges Haar ein wenig ordnend, und durch den Spiegel schaute er hinein auf Massenbach's Gesicht, der hinter ihm stand und wiederum im Spiegel das Antlitz des Prinzen beobachtete.

Der König hat eingewilligt, sagte der Oberst, daß der Prinz Louis Ferdinand öffentlich und vor aller Welt als Verschwender erklärt werde, und die Publikation wird wohl in diesem Augenblicke schon in Berlin in den Zeitungen stehen.

Da zuckte es über das Antlitz des Prinzen hin, seine Wangen erblaßten, seine Augen blitzten, und er preßte die Lippen fest auf einander.

Der Oberst lächelte. — Ich sehe in diesem Augenblick, daß die Taubheit Eurer königlichen

Hoheit sich ein wenig zu verlieren scheint und daß Sie geruhen, meine Worte zu verstehen.

Aber das Antlitz des Prinzen war schon wieder ganz ruhig und unbeweglich, und die Röthe kehrte auf seine Wangen zurück. Er legte die Bürste, die eben das Haar geglättet hatte, nieder, und wandte sich nun zu dem Obersten hin.

Mein lieber Oberst von Massenbach! Wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, so gehen wir in das anstoßende Gemach und lassen uns die Chocolade bringen. Ich gestehe, daß ich ein wenig durstig bin und mich nach einer Erquickung sehne. Kommen Sie, mein lieber Oberst.

Er reichte ihm die Hand und führte ihn in das anstoßende Gemach, klingelte dem Kammerdiener und befahl, das Dejeuner zu bringen.

Für zwei Personen, sagte er, auf den Oberst hindeutend, und dann winkte er ihm, neben ihm auf dem Divan Platz zu nehmen.

Hier sind Cigarren, lieber Oberst, Cigarren aus der Havanna; man bekommt sie nirgends so gut als hier in Hamburg, und das ist ein Grund, weshalb ich das liebe Hamburg allen anderen Städten in der Welt vorziehe. Es ist ein lustiges Leben hier, und es freut mich, daß Sie auch ein wenig hierher gekommen sind, um dasselbe zu

genießen. Hamburg ist recht der Ort für die Lebenskünstler, und ich habe mich seit einiger Zeit entschlossen, da ich nichts Anderes sein kann, wenigstens ein Lebenskünstler zu sein. Rauchen wir, lieber Oberst.

Er reichte ihm die Schale mit den Cigarren hin und zündete sich selber eine von diesen duftenden, alten Havanna-Cigarren an.

Ich danke, königliche Hoheit, sagte der Oberst mit etwas rauhem Tone. Ich bin nicht in der Stimmung zu rauchen, und ich bewundere in der That Eure königliche Hoheit, daß die Nachricht, die ich Ihnen gebracht, so wenig Eindruck auf Sie macht. Es ist für die königliche Familie ein harter Schlag, daß ein Mitglied derselben sie zwingt, so die Familiengeheimnisse an das Licht treten zu lassen und der Welt zu verkünden, daß der edle und von der Familie so geliebte Prinz Louis Ferdinand leider den schweren Fehler besitzt, durchaus nicht mit Geld umgehen zu können, und daß man deshalb zu so harten Maßregeln seine Zuflucht nehmen muß.

Der Prinz schien ganz versunken zu sein in die Betrachtung der kleinen duftigen Wolken, die aus der Cigarre hervor wirbelten.

Und dies ist noch nicht der schlimmste Kum-

mer, welcher die königliche Familie niederdrückt, fuhr Massenbach fort. Trauriger ist es für die erhabenen Eltern des Prinzen Louis Ferdinand, daß sie ihn ungehorsam gegen die Befehle des Königs sehen; trauriger, daß sie ihn wissen in der Verzauberung einer Sirene, in den Netzen einer Person, welche die Schande und Schmach ihres Geschechtes ist! Oh, mein Prinz, es thut mir in der Seele weh, daß ich so zu Ihnen reden muß, fuhr Massenbach fort. Ich bin es so gewohnt, Sie zu lieben, zu verehren; Sie haben in der Champagne vor mir gestanden als das Ideal eines Heldenjünglings, und es that mir in der innersten Seele wohl, Sie zu schauen so glänzend in Tapferkeit, so durstend nach Ruhm. Und nun ist mein Schmerz darum auch doppelt so groß, daß ich sehen muß, wie die Liebe das Haupt dieses Heldenjünglings gebeugt hat in den Staub, wie Sie, ein zweiter Simson, von dieser verführerischen coquetten Delila sich in elende und verächtliche Sclaverei erniedrigen lassen! Denn sie ist eine Delila, diese Frau von Steen! Sie ist gedungen von den Philistern, daß sie das Haupt des edlen Heldenjünglings beugen und ihm das Haar abschneiden und die Lorbeerkränze von seiner Stirn reißen und sie zu den Füßen

der Philister niederlegen soll! Glauben Sie es mir, mein Prinz, diese Gräfin ist nicht das, für was Sie sie halten. Sie ist nicht ein edles, stolzes Weib, sie ist eine Buhlerin, eine Coquette! Sie ist, lassen Sie mich es sagen: sie ist eine gedungene Spionin!

Der Prinz warf die Cigarre fort und sprang auf. Jetzt ist es genug! rief er mit lauter Stimme. Ich habe geschwiegen zu Allem, was Sie sagten, ich wollte Sie nicht hören, nicht verstehen! Aber nun, mein Herr, nun habe ich Sie verstanden, und ich befehle Ihnen!, kein Wort weiter zu reden! Sie kommen als der Scherge des Königs und meines Vaters, Sie sollen mich von hier entfernen, Sie sollen mich möglicherweise als Gefangenen auf die Festung schleppen! Versuchen Sie es, mein Herr! Aber ich verbiete Ihnen, in meiner Gegenwart ungeziemende Worte zu sagen gegen diese edle, schöne Dame, welche ich liebe und anbete, Herr Oberst. Ich liebe sie und ich bete sie an!

Das heißt, mein theurer, mein geliebter Prinz, sagte der Oberst, mit gefaltenen Händen flehend zu ihm aufschauend, das heißt: Sie haben sich von dieser Zauberin bethören lassen! Aber ich komme im Namen Ihres Vaters, im Namen

Ihrer Mutter und Schwester, welche weinend die Hände nach Ihnen ausstrecken, ich komme im Namen Ihres Vaterlandes und flehe zu Ihnen: zerreißen Sie die unwürdigen Bande, mit denen man Sie hier hält, richten Sie sich auf aus Ihrer Erniedrigung, schütteln Sie Ihre Locken, bevor man sie dem jungen Simson vom Haupte schneidet! Prinz Louis Ferdinand, wachen Sie auf und erkennen Sie, daß es eine Täuschung ist, welche Sie hält!

Schweigen Sie! rief der Prinz heftig. Ich wiederhole es Ihnen: ich dulde es nicht, daß man sie in meiner Gegenwart verleumdet! Ich wiederhole es Ihnen: ich liebe diese Frau!

Der Oberst seufzte tief auf und blickte schmerzbewegt in das glühende, erregte Antlitz des Prinzen. Oh, möge mir Gott ein Mittel geben, daß ich Sie zur Erkenntniß bringe! Ich weiß wohl, ich werde Ihnen Schmerzen bereiten müssen, ich bin selber jung gewesen, ich habe geliebt und bin verrathen worden. Ich kenne diese Qualen! Sie thun weher, als alle die Wunden, welche wir in der Schlacht erhalten, diese Wunden, welche wir davontragen im Kampf mit dem Leben; aber sie stählen unser Herz und machen uns groß und stark! Prinz Louis Ferdinand,

Sie werden eine neue Wunde empfangen! Bereiten Sie sich vor, daß Sie sie tapfer hinnehmen und daß Sie dieselbe, Ihrer selber würdig, vernarben lassen. Diese Gräfin von Steen ist eine Spionin! Ich sage es Ihnen, ich weiß es. Ich habe mich nach ihr überall erkundigt; ich habe von ihr mit dem französischen Gesandten gesprochen, und sein zweideutiges Lächeln hat mir verrathen, was seine Lippen verschweigen wollten. Der Instinct hat hier das Volk richtig geleitet, und es hat erkannt, was Sie in der Verblendung Ihrer Liebe nicht sehen wollen. Diese Gräfin von Steen ist eine Spionin, welche von der französischen Republik bezahlt wird, um Sie zu umgarnen.

Lüge! Lüge! rief der Prinz außer sich, flammend vor Zorn. Ich verbiete Ihnen, noch ein einziges Wort zu sagen!

Und ich höre nicht auf Ihr Verbot! rief Massenbach zürnend. Nein, nein Prinz! Ich stehe hier im Namen Ihrer Familie, und ich höre nicht auf Ihr Verbot! Die Gräfin von Steen ist eine Spionin! Wachen Sie auf, Prinz, wachen Sie auf, da es noch Zeit ist. Ich beschwöre Sie, versprechen Sie mir nur dies, fuhr er dringender fort, als der Prinz, zornig wie ein Löwe seine

Mähne schüttelnd, ihn anblickte, versprechen Sie mir nur dies, daß Sie sich überzeugen lassen wollen, daß Sie den Beweisen, die ich Ihnen vielleicht bieten kann, nicht aus dem Wege gehen wollen! Versprechen Sie mir, daß Sie sich wollen von mir überzeugen lassen! Ich beschwöre Sie darum, Prinz, im Namen Ihrer Mutter, im Namen Ihrer Schwester!

Ich kann Ihnen das nicht versprechen, ich darf es nicht! rief der Prinz. Es wäre Verrath gegen die schöne und edle Frau, wenn ich Ja dazu sagen wollte! Aber Sie haben die Namen meiner theuren Mutter, meiner geliebten Schwester genannt, und diese Namen sollen mein Ohr niemals taub finden. Wenn Sie mir überzeugende Beweise geben können, so will ich mich überzeugen lassen und will mit Ihnen gehen. Und nun lassen Sie mich! Ich bin ein Feigling, ein Verräther, daß ich so habe sprechen können! Lassen Sie mich gehen, ich muß zu ihr!

Und ich, sagte der Oberst, seinen Arm fassend, ich muß um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen. Der König hat mir befohlen, Sie nicht einen Augenblick mehr aus den Augen zu lassen, und ich muß daher bitten, daß ich mit Ihnen gehen darf.

Der Prinz schüttelte des Obersten Hand von seinem Arme fort, wie ein Insect, das ihn belästigte. Das ist zu viel, Oberst! Thun Sie, was Sie wollen, machen Sie meinetwegen Aufsehen und lassen Sie mich verhaften! Mit mir können Sie nicht gehen, denn ich muß hin zu ihr!

Es glänzte ein Strahl der Freude über sein Angesicht hin, als er rasch jetzt den Federhut nahm und hinausging aus dem Gemach. Mit kühnen Sätzen sprang er die Treppe hinauf, so rasch, daß der Oberst nicht vermochte ihm zu folgen. Und nun stand er oben, und nun hinein in die Zimmer, in das Paradies, in welchem Aurora wohnte.

Sie empfing ihn lächelnd, und reichte ihm ihre beiden Hände dar und schaute ihm tief in die Augen. Längst schon war der stolze, dämonische Ausdruck aus ihren Mienen gewichen, längst schon hatte der Hochmuth des königlichen Weibes einem zarteren, weiblicheren Ausdruck Platz gemacht; das Eis war geschmolzen in ihrem Herzen, und die Liebe war darin aufgethaut, aber langsam, nur langsam. Die Knospe hatte sich noch nicht entfaltet, und es schien, als kämpfe das königliche Weib noch gegen die Gewalt dieser Liebe, deren Macht sie zu fürchten schien. Er

zog sie zu dem Divan nieder und legte sich vor ihr zu ihren Füßen hin.

Aurora, sehen Sie mich an! Lassen Sie die Sonne Ihrer Blicke über mir glänzen, daß es wieder Tag in mir wird und frohes, glückliches Leben. Man will mich von Ihnen trennen! Mit Drohungen und mit Schelten will man mich von hier fortziehen! Man schmäht meinen Namen und wirft den Staub der Schande auf mein Leben hin! Aber ich frage nichts danach, mein Dasein ist zu Ihren Füßen! Die Welt ist hinter mir hinabgesunken, und hier ist mein Paradies! Und Sie werden mich nicht austreiben aus demselben, Aurora? Sie werden nicht wie der Engel mit dem flammenden Schwerte zu mir sagen: Der Tag des Entzückens ist nun vorüber, gehe hinaus in die Welt. Aurora! Alles will ich Ihnen opfern, mein Leben, meinen Rang, meine Familie! Sagen Sie nun endlich, daß Sie mich lieben, sagen Sie, daß ich die Proben bestanden habe, die Hercules-Arbeiten, die Sie mir auferlegt. Ich liege zu Ihren Füßen, Aurora, ein Bettler, der um Gnade fleht. Laß mich nun von Deinen Lippen Leben oder Tod empfangen. Sage, daß ich die Prüfungen nicht bestanden, daß ich nicht der Liebe fähig bin, die Du von mir fordertest

damals in jener großen Stunde, als zuerst unsere Seelen sich gegenüber standen, frei und fessellos. Sage, daß mein Herz kalt ist und Deiner Liebe nicht werth, und dann will ich sterben in meinen eigenen Gluthen! Oder sage, daß Du das Feuer meines Herzens verstanden und begriffen hast, sage, daß Du mich liebst, daß Du mein sein willst!

Sie schaute ihn an mit ihren wunderbaren tiefen Augen, wie er zu ihren Füßen dalag und flehend so zu ihr sprach. Und es flammte auf in ihrem eigenen Angesicht, und ein Lächeln verklärte ihre Züge, und ihr Auge ward feucht, wie von einer Thräne, welche den Stolz und den Hochmuth für immer hinweg genommen aus ihrer Seele.

Dein! flüsterte sie leise, als wäre sie selber befangen von einem süßen Zauber, wie sie dem Prinzen so nahe in die flammenden, zärtlichen Augen schaute. Dein! Und wirst Du mich dann wirklich lieben? Ja, Du bist der Liebe fähig, Louis! Dein Herz ist nicht kalt wie die Sonne des Nordens, Dein Herz ist glühend, und es versteht die Liebe und — nein! rief sie auf einmal laut und sprang auf und wehrte ihn ungestüm von sich zurück. Nein, sie soll mich nicht

unterjochen, diese Zauberin, diese Tochter der Hölle! Sie soll mich nicht unterjochen und zu ihrer Sclavin machen, ich verachte sie, ich verschmähe sie, ich will nichts von ihr wissen! Stehen Sie auf, Prinz Louis Ferdinand! Der Zauber des Moments ist von uns gewichen! Sie hielten mich für eine Rose und wollten mich pflücken, um mich einen Moment an Ihren Busen zu stecken und dann mich zu Ihren Füßen verwelken zu lassen. Ich will nicht verwelken, nein, ich will nicht! Erfreuen Sie sich, wenn ich Ihnen schön erscheine wie eine Rose, erfreuen Sie sich, so lange sie blüht, des schönen Anblickes, und damit, wenn sie verblüht ist, Ihnen eine Erinnerung bleibt, lasse ich mich, wie ich Ihnen versprochen, für Sie malen. Kommen Sie, Prinz! Der Maler erwartet mich sicherlich schon, Sie wissen ja, es ist die Stunde der Sitzung. Kommen Sie.

Sie reichte ihm die Hand und führte ihn in das anstoßende Zimmer. Und da saß wirklich der Maler schon vor der Staffelei, beschäftigt an dem großen Bilde, welches die Gräfin Aurora von Steen in Lebensgröße darstellte, und zu welchem nach langem Flehen die Gräfin sich entschlossen hatte, dem Maler zu sitzen, den Prinz

Louis Ferdinand aus Berlin eigens dazu berufen hatte. Sie ließ sich nieder auf dem Thronsessel, der auf einer Estrade für sie aufgestellt war; eine Art Baldachin von Rosen war über demselben angebracht, und ein Kranz von halb entblätterten Rosen lag zu den Füßen der schönen Aurora. Sie selber im leichten, griechischen Gewand, schmucklos, nur über dem griechisch geordneten Haar das Diadem mit den Sternen von Saphiren und Brillanten, und in der Hand eine Rose.

So sollte das Arrangement des Bildes sein, welches dem Prinzen Louis Ferdinand noch eine Erinnerung sein sollte an die Rose, die einen Moment mit ihrem Duft und ihrer Schönheit sein Leben erfreut hatte.

Er half dem Maler geschäftig die Decoration rings um die Gräfin ordnen, und dann setzte er sich zu ihren Füßen nieder, so daß er zugleich sie anschauen und seitwärts hin auf das Portrait sehen konnte, an welchem der Maler nun eifrig wieder zu arbeiten begann. Im nächsten anstoßenden Zimmer hatten auf ein Zeichen mit der Klingel, welches der Prinz vorher gegeben, die dort harrenden Musici nun ihre Instrumente angestimmt, und die sanften, klagenden Töne des

Waldhorns, der Flöte und der Oboe zogen leise und schmelzend durch das stille Gemach, in welchem Prinz Louis Ferdinand zu den Füßen Aurora's saß und selig zu ihr aufschaute und glücklich war, daß dem Künstler das Bild der Angebeteten so wohl gelang.

Draußen im Vorgemach stand unterdessen in leiser, flüsternder, angelegentlicher Unterhaltung der Oberst von Massenbach mit der zweiten Kammerfrau der Gräfin Aurora von Steen. Was flüsterten sie? Niemand vernahm die Worte, welche der Oberst sprach, Niemand außer der Kammerfrau, die mit angehaltenem Athem horchte und dann leise und hastig Antwort gab. Sie war eine Deutsche, und die Gräfin hatte sie in Berlin engagirt, um Jemand in ihrer Umgebung zu haben, der sich verständigen könnte, weil sie selber kein Wort von der deutschen Sprache verstand. Aber die zweite Kammerfrau verstand das Deutsche um so besser, verstand Alles, was der Oberst von Massenbach so angelegentlich, so ernst und dringlich ihr zuflüsterte.

Es ist der Befehl des Königs, sagte er; sinnen Sie nach, ob es irgend ein Mittel giebt; man wird Sie sehr gut belohnen, wenn es ge-

lingt. Ich bitte, fassen Sie sich in Ihren Gedanken recht zusammen und sinnen Sie nach.

Und die hübsche, kleine Kammerfrau blickte sinnend vor sich nieder. Dann auf einmal hob sie rasch das Haupt empor und fragte leise:

Versteht der Prinz italienisch?

Ja, ich weiß, daß er es versteht, flüsterte der Oberst.

Dann wäre es möglich, daß er irgend etwas erfahren könnte, flüsterte sie. Die Gräfin, die fast jeden Abend und in der Nacht, wenn alle Feste vorüber sind, sehr viel zu schreiben pflegt, große Briefe, die dann am andern Morgen durch einen eigenen Courier fortgeschickt werden, die Gräfin ist an der Hand verletzt, ein Steinwurf hat sie neulich bei der Revolte getroffen, und sie kann nicht schreiben. Seitdem dictirt sie jeden Morgen ihrer ersten Kammerfrau, die eine Italienerin und zugleich ihre Gesellschafterin ist, und was sie dictirt hat, wird dann fortgeschickt. Vielleicht wäre es gut, wenn der Prinz das einmal hört. Ich natürlich verstehe kein Wort davon und weiß nicht, was es ist; aber sie thun immer so geheimnißvoll, und da meine ich —

Der Oberst legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie sind ein kluges, verständiges

Mädchen, und Sie haben recht. Es wäre gut, wenn der Prinz das einmal hören könnte. Wäre es nicht zu veranstalten?

Die Kammerfrau besann sich einen Moment, dann nickte sie. Ja, es ist möglich, wenn der Prinz sich entschließen kann, eine halbe Stunde heimlich in eine kleine, enge Kammer einzutreten und dort ein wenig zu warten; dann wird's gelingen.

Kann er da hören, was die Gräfin dictirt? fragte der Oberst hastig.

Ja, diese Kammer liegt unmittelbar neben dem Wohnzimmer der Gräfin. Es ist die Garderobe, und sie ist nur durch eine Portière von dem Wohnzimmer getrennt.

Aber, fragte Massenbach, wie kann der Prinz in diese Kammer gelangen?

Ganz einfach, sagte sie. Es führt eine kleine Thür aus meinem Zimmer in diese Garderobe hinein, und wenn der Prinz also durch mein Zimmer schleicht, so kommt er unbemerkt in die Garderobe.

Und wann wird heute wohl die Gräfin dictiren? fragte der Oberst.

Ich weiß, erwiderte die Kammerfrau, daß sie gleich nach der Sitzung, die sie dem Maler

giebt, dictiren will; denn die italienische Kammerfrau hat mir vorher durch Zeichen schon ihre Befehle gegeben und mir angedeutet, daß sie nachher schreiben soll. Es ist auch diese Tage schon immer so gewesen, und wenn der Prinz nachher, wenn die Sitzung vorüber ist, kommen will, so werde ich ihm öffnen.

5.
Ein Herz für eine Königskrone.

Sehr schwer war's, den Prinzen zu bereden, daß er dem Wunsche Massenbach's sich fügte, daß er diejenige belauschte, welche er liebte und anbetete und an die er glaubte mit aller Gluth seines leidenschaftlichen Herzens! Aber Massenbach hatte ihn gemahnt an das Wort, welches er gegeben, den Beweisen ihres Verraths nicht auszuweichen! Er hatte ihn beschworen im Namen seiner Mutter und seiner Schwester, beschworen bei seiner eigenen Ehre und bei seiner Zukunft! Und endlich hatte der Prinz, widerstrebend und zornig über sich selber, dem Flehen des alten Obersten, den er schon so lange kannte als treuen Diener seines Hauses nicht länger widerstehen können.

So will ich denn thun, was ich in innerster

Seele verdamme, will stehen als der Horcher an der Wand, der seine eigene Schande vernimmt! Aber ich sage Ihnen, Massenbach, wehe Ihnen, wenn Sie recht haben! Und noch vielmehr wehe Ihnen, wenn Sie unrecht haben! Wenn Sie das große, edle Weib falsch beschuldigten! Es wird so sein! Und ich werde ihr dann folgen wie der Löwe dem Agathokles. Werde ihr dann folgen, wohin sie geht, über's Meer und auf die Berge hinaus und hinein in den Abgrund, ihr folgen bis in den Tod!

Massenbach hatte dazu demüthig und still sein Haupt geneigt und der Kammerfrau gewinkt, die in der Ferne auf dem Corridor stand. Behutsam auf den Zehen schlich sie dann leise durch die kleinen Hinterzimmer dahin, zuweilen stehen bleibend und lauschend, ob auch Niemand sie beobachte! Und endlich war das Zimmer der Kammerfrau erreicht, und sie öffnete leise und vorsichtig die Thür zu der Garderobe und bedeutete den Prinzen, einzutreten. Sie wagte kein Wort mehr zu sprechen, denn wie die Thür sich öffnete, hörte man laut und deutlich die Stimme der Gräfin. Die Kammerfrau legte warnend den Finger auf den Mund, schob den Prinzen

sanft vorwärts und schloß die Thür wieder hinter sich zu.

Der Prinz blieb stehen ganz im Hintergrund. Er schämte sich vor sich selber, schämte sich der demüthigenden Rolle, welche er hier spielte! Vielleicht hatte er auch ein Gefühl von Furcht; sein Herz klopfte so ängstlich, und ein unbestimmtes, entsetzliches Ahnen flüsterte ihm zu, daß die Stunde der Entscheidung, des Gerichts gekommen sei. Er wollte jetzt umkehren, er wollte hinaus aus dem Zimmer! Aber Massenbach hatte das vielleicht geahnt, denn die Thür war hinter ihm verschlossen, er konnte nicht fort. Er mußte stehen bleiben und das Unabwendbare über sich ergehen lassen, wenn es kommen sollte! Die schwere Portière von dunklem Tuch, welche die Garderobe von dem Wohnzimmer trennte, war niedergelassen, nur in der Mitte zog sich ein langer, schmaler Streifen fingerbreit nieder, und an diesem Streifen sah er zuweilen die hohe Gestalt der Gräfin vorüberziehen.

Sie ging im Gemach langsam auf und nieder, wie es schien, und dabei sprach sie laut und jedes Wort betonend und scharf genug accentuirend, daß man es verstehen konnte. Sie sprach italienisch, aber diese Sprache, die dem Prinzen sonst

wie Musik ertönt war, klang ihm jetzt auf einmal wie der Weheschrei seines Herzens, wie das Hohngelächter höllischer Geister! War's denn wirklich? Hörte er denn wirklich recht? War sie es, welche da sprach, so langsam, so deutlich, so kalt?

Leise und vorsichtig schlich er näher aus dem Hintergrund des düstern kleinen Raumes vorwärts, hin nach diesem Streifen von Licht, durch den er sie sehen und hören konnte. Die Gräfin ging auf und nieder in dem Zimmer, und er sah ihr Angesicht, dies Angesicht voll Spott und Hohn mit dem dämonischen Lächeln auf den Lippen. An der Seite vor dem Schreibtisch an der Wand saß die italienische Kammerfrau, die alte Frau, von welcher sie ihm oft gesagt, daß sie, so lange sie lebe, bei ihr gewesen, daß sie ihre Amme war und sie in den Tagen des Unglücks erhielt, ernährte und pflegte, und nun bei ihr bleiben solle bis an ihr Ende, die Treueste der Treuen. Freilich, ihr mochte sie vertrauen können, vor ihr hatte die schöne Aurora, Gräfin von Steen, kein Geheimniß! Und sie zitterte nicht, daß diese auch nur ein Wort verrathen würde von dem, was sie jetzt mit langsamer, ernster Stimme ihr dictirte!

„Ich werde nun bald am Ziele sein!“ das war der Schluß dessen, was sie dictirte, „und ich hoffe, man wird mit mir zufrieden sein. Der Prinz war ein schlimmer und gefährlicher Feind, aber er liegt jetzt gefesselt zu meinen Füßen und wird die Gesetze annehmen, die ich ihm vorschreibe! Ich hoffe, daß Eure Excellenz mit mir zufrieden sind, denn ich habe das gehalten, was ich versprochen, und wir werden nun bald dieses widerstrebende Preußen unter dem Prinzen Louis Ferdinand zu einer französischen Provinz herabsinken sehen! Ich habe das Meinige dazu gethan und hoffe, daß man mir den Lohn dafür nicht versagen wird, den ich begehre! Der Prinz ist unvermählt und ich liebe ihn, damit ist Alles gesagt: die Krone, die sein Haupt schmücken soll, muß auch das meine schmücken! Ich werde in diesen Tagen den großen Coup machen und die Entscheidung herbeiführen, dann werde ich weiter berichten!“

Es ist für heute genug! fügte die Gräfin hinzu, gehen Sie jetzt, Marietta, erholen Sie sich! Ich will indessen durchlesen, was Sie geschrieben haben, und sagen Sie doch, man solle den Courier bereit halten, die Depeschen zu befördern!

Die alte Marietta stand auf, grüßte die ge=

liebte Herrin mit einem zärtlichen Nicken ihres Hauptes und ging hinaus.

Die Gräfin stand mitten im Gemach, hocherhobenen Hauptes, und schaute mit ihren flammenden Augen in's Leere, in die Zukunft hinein, die sie sich eben so stolz, so königlich ausgemalt hatte. Ein Geräusch erschreckte sie plötzlich, es kam von der Portière her, sie wandte das Haupt und sah sich um, dann stieß sie einen leisen Schrei aus und blieb wie erstarrt stehen. Die Portière hatte sich geöffnet, und zwischen den dunklen Falten stand eine Männergestalt, bleich das Antlitz, bebend die Lippen, und die Augen Blitze schleudernd. Er blieb stehen und starrte nach ihr hin, und wie von Entsetzen ergriffen blieb auch sie stehen und starrte ihn an. Dann trat er langsam vorwärts, und als sie ihn kommen sah, bebte sie zusammen und machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen. Aber dann raffte sie sich zusammen, und das spöttische Lächeln glitt wieder über ihre Züge hin, und der Dämon blitzte wieder aus ihren Augen.

Sie waren dort, Prinz, Sie haben mich behorcht?

Ja, sagte er, und dieses Wort drang wie ein Todesächzen aus seiner Brust hervor. Ja, wieder-

holte er, zu ihr herantretend und ihre Hand packend, und so zog er sie hin zu dem Schreibtisch, auf welchem die noch kaum getrockneten Worte des Verraths lagen, welche eben von ihrem Munde geflossen. Mit dem Finger deutete er auf die Worte hin.

„Er liegt in meinen Banden!" las er mit zusammengepreßten Lippen, und dann schlug er mit der Faust auf das Papier und schaute sie an, die zitternd auf einen Sessel neben den Schreibtisch niedergesunken war.

Verrätherin! Schlange! Sie haben mich betrogen, Sie haben mich hintergangen! Aber Sie sollen es mir büßen, Sie sollen nicht lebendig aus diesem Zimmer herausgehen! Ich befreie die Welt von einem Ungeheuer, indem ich sie von Ihnen befreie! Er sprach das so kalt, so drohend, und legte die Hand an sein Schwert, als wollte er es ziehen und ihr in den Busen stoßen! Sie aber hatte schon alles Entsetzen überwunden. Sie schaute ihn an, und ein helles Lachen tönte von ihren Lippen, dasselbe Kinderlachen, das ihn sonst so entzückte und ihm jetzt klang wie ein Hohngelächter böser Geister!

Sie haben die Probe schlecht bestanden, mein Prinz, sagte sie, denn schon der ersten Täuschung

sind Sie unterlegen! Haben wir nicht gewettet, daß Ihre Liebe keine Standhaftigkeit kenne, daß sie nicht gestählt sei mit dem Panzer des Vertrauens und der Leidenschaft? Oh, gehen Sie, Prinz, sagen Sie nicht mehr, daß Sie die Liebe kennen! Sie haben die Probe nicht bestanden! Sie wußten also nicht, daß dies Alles eine verkappte Comödie war? daß ich mein Kammermädchen beauftragt hatte, Sie hierher zu führen? Weil ich wissen wollte, wie stark, wie vertrauensvoll Ihre Liebe ist, von der Sie mir sagten, daß sie eine Welt bezwingen könnte! Gehen Sie, Prinz, wir sind geschieden, Ihre Liebe ist ein schwächliches Kind! Lassen Sie sie sterben, sie wird niemals zu einem Helden erwachsen! Gehen Sie!

Sie hob das Auge zu ihm empor, aber da erschrak sie, denn sein Antlitz hatte sich verändert. Es war nicht mehr das Antlitz eines liebenden Bewunderers, es war das strenge, kalte Gesicht eines Richters, und es war ein Blick voll Haß und Verachtung, mit dem er sie jetzt anschaute.

Sehr gut gespielt! Nur schade, daß ich nicht mehr daran glaube! sagte er. Sie haben nicht gewußt, daß Ihr Kammermädchen mich hierher geführt hat, es ist es eine schnell ausgesonnene ist, Madame! Aber sie prallt ab an meinem Herzen,

denn jetzt trägt dieses Herz einen Panzer, den Panzer des Abscheus, der Verachtung vor Ihnen, Madame! Sie sind, was man mir lange gesagt hat, was ich aber nicht einen Moment geglaubt habe, eine Spionin, eine gedungene Spionin, eine elende Sclavin des verhaßten Bonaparte! Man hat mir die Sirene geschickt, und hat mir die Ehre angethan, mich für den Odysseus zu halten! Und diese Sirene hat ein Zauberlied gesungen und hat mich, den Odysseus, zu ihren Füßen niedergezwungen! Aber, dem Himmel sei Dank, zur rechten Zeit ist er erwacht. Nun hat der Sirenengesang keine Macht mehr über ihn. Ich habe mich getäuscht. Sie sind eine elende, jammervolle Schauspielerin, eine Coquette, die ihr Lächeln, ihre süßen Worte, ihr Augenblitzen und ihr Herzklopfen verkauft!

Sie thun mir Unrecht, rief sie, und aus ihrer Stimme klang jetzt ein Ausdruck von Gefühl und Wärme, wie er ihn noch nie bei ihr gehört, wahrlich, Sie thun mir Unrecht!

Wollen Sie sagen, daß dies wirklich eine Comödie war? fragte er mit höhnischem Lachen. Sie denken, ich wäre wirklich ein solcher Narr, das zu glauben.

Nein, ich denke das nicht! Ich weiß, daß Sie

jetzt durchschaut haben, mit welcher Mission ich hergesandt war. Ich will jetzt nicht mehr zurückhalten, will Ihnen Alles bekennen! Ja, man hat mich nach Deutschland gesendet mit der Mission, für mein Vaterland, für mein geliebtes Frankreich zu werben! Man wußte, daß in Berlin der Herd der Feindschaft gegen Frankreich sei, und man wollte Frieden haben mit diesem großen, mächtigen Preußen! Man wollte es nicht unterjochen, nicht wie die anderen Länder demüthigen. Bonaparte wollte an Preußen einen Freund, einen gleichberechtigten Bundesgenossen haben; deshalb sollte ich hergehen, sollte werben mit meinem Lächeln, mit meinen süßen Worten, sollte suchen, den Haß zu betäuben und die Liebe und Sympathie zu wecken, sollte Freunde erwerben und den Feind entwaffnen! Und Sie, Prinz, Sie waren der gefährlichste, weil der edelste und mächtigste Feind! Deshalb sandte man mich vor allen Dingen zu Ihnen! Den Prinzen Louis Ferdinand sollte ich entwaffnen, wie Omphale den Hercules entwaffnete.

Gott sei Dank, noch führe ich meine Waffen! sagte der Prinz, an sein Schwert greifend, und ich werde sie führen gegen Frankreich, ich werde Rache nehmen für den Fluch dieser Stunde!

Nein, sagte sie, und ihre schönen weißen Hände legten sich auf seinen Arm, und ihr schönes Antlitz, das jetzt ganz bleich war, kam so nahe an das seine, daß der glühende Hauch ihrer Purpurlippen seine Wangen fächelte.

Nein, Louis, Sie werden das nicht thun! Sie werden die Liebe, die so warm in Ihrem Herzen zu mir aufgeblüht ist, nicht zertreten wie ein Giftkraut! Sie werden das nicht thun, Louis! Denn ich will es Ihnen sagen, ich weiß es längst, ich habe es erkannt, daß Sie mich wirklich lieben. Und ich bin selig gewesen, als ich es erkannte, und habe gejauchzt im Innersten meines Herzens. Und auch ich habe zum ersten Mal in meinem Leben die Liebe darin aufblühen fühlen. Ja, ich liebe Sie! Ich will es Ihnen bekennen, ich will es sagen, was sonst meine Lippen noch niemals sagten! Will es jetzt sagen, da Sie mich verabscheuen, mit dem kalten Blick der Verachtung und des Hohns mich ansehen und von sich stoßen, will es jetzt sagen: ich liebe Sie, und ich kann nicht ohne Sie leben!

Das schöne Weib, um dessen Lächeln er noch gestern hätte die Sterne vom Himmel holen mögen, um dessen Liebe er gestern noch geworben hätte mit seiner Seelen Seligkeit, das schöne

Weib sank jetzt zu seinen Füßen nieder und hob flehend die Arme zu ihm auf.

Ludwig, haben Sie Erbarmen mit mir! Weisen Sie mich nicht so kalt, so spöttisch ab! Ich liebe Sie, ich will die Ihre sein mein ganzes Leben lang!

Und Sie wollen sich herablassen, die Krone mit mir zu theilen? Nicht wahr, so hieß es ja wohl in dem Berichte? Das sollte der Lohn sein für den Verrath und die verkaufte Seele?

Ja, es sollte der Lohn sein! sagte sie langsam, und ich werbe um diesen Lohn mit dem Herzblut meines Lebens! Ludwig, Sie sagten mir noch vor einer Stunde, daß Sie mich lieben; und es ist unmöglich, daß die Liebe so plötzlich in Ihnen gestorben ist! Hören Sie auf meine Worte, lassen Sie sich erweichen und lassen Sie diese große Stunde nicht unbenutzt vorüber gehen! Ja, ich sollte um Sie werben, ich sollte Ihnen die Freundschaft des größten Mannes anbieten! Ich bin dazu berechtigt, ich habe Vollmacht, Ihnen Alles zu gewähren, was Sie wollen! Hören Sie mich weiter! fuhr sie fort, indem sie sich erhob und nun groß und stolz, in ihrer königlichen Haltung ihm wieder gegenüber stand, hören Sie mich an, Prinz Louis Ferdinand, und denken Sie, es sei der Geist der Geschichte, der eben zu

Ihnen spricht, und weisen Sie nicht zurück, was ich Ihnen biete! Wenden Sie einen Moment das Auge auf Frankreich und sehen Sie im Geiste dort den Heros, der, das Schwert in der Hand, Europa seine Gesetze geben wird! Glauben Sie mir, Jahrhunderte haben nicht einen solchen Mann gesehen, einen Mann, der, ein zweiter Alexander, in die Welt gesandt ist vom Schicksal, um Throne niederzuwerfen, Könige in den Staub zu treten und sich an ihre Stelle zu setzen! Ich sage es Ihnen, Louis Ferdinand, die Welt wird zu seinen Füßen liegen und ihn anbeten! Und denken Sie sich nun, an der Seite dieses Heros, des Weltgebieters zu stehen, Hand in Hand mit ihm zu gehen, die Welt mit ihm theilend und Ruhm und Lorbeeren! Das ist das Schicksal, welches Bonaparte Ihnen aufbehält, Prinz Louis Ferdinand! Die Throne Europas werden fallen, Oesterreich, halb gedemüthigt, wird ganz gedemüthigt werden. Alle die anderen kleinen deutschen Fürsten werden verschwinden und in die Vergessenheit hinabsinken, und nur ein Thron soll bestehen, der Thron des Königs von Preußen! Nicht der des schwankenden, furchtsamen, überlegenden Königs Friedrich Wilhelm, sondern der Thron Louis Ferdinand's! Bonaparte liebt sie, er hat alle Be=

richte, welche ich über Sie gab, gelesen, er weiß, daß Sie ein Held sind und daß Ihr stolzer Sinn fähig ist, die großen Pläne und Entwürfe zu verstehen und zu theilen. Er weiß, daß Sie ehrgeizig sind, daß es Sie kränkt, nur das Schwert eines kleinen, untergeordneten Generals in der Schlacht führen zu müssen! Er bietet Ihnen einen Feldherrnstab! Sagen Sie, daß Sie wollen, und die Krone des Königs von Preußen rollt hernieder vom Haupte Friedrich Wilhelm's, und der Genius der Geschichte hebt sie auf und setzt sie Ihnen auf das Haupt! Oh, denken Sie nicht, Louis, daß das nur eitle, thörichte Worte sind, leere Erfindungen meines Kopfes! Ich spreche die Wahrheit, glauben Sie mir! Kommen Sie mit mir nach Paris, ich führe Sie zu Bonaparte, und aus seinem eigenen Munde sollen Sie die Bestätigung dessen hören, was ich Ihnen gesagt habe! Er wird zu Ihnen sprechen: Seien Sie mein Freund! Schwören Sie, daß Preußen treu zu Frankreich stehen soll, und ich schwöre Ihnen dagegen, daß Sie der König von Preußen werden sollen und daß ich Ihnen als meinem Bundesgenossen treu zur Seite stehen will gegen Ihre Feinde! Kommen Sie, Louis Ferdinand, lassen Sie uns nach Paris gehen, es liegt dort

eine Krone von Gold und Edelsteinen für Sie bereit, und es liegt da auch eine Myrtenkrone bereit, meine Krone, Louis! Sie allein sollen sie auf mein Haupt setzen, und ich will Ihre Sclavin sein und Ihre Liebe hinnehmen wie ein Gottesgeschenk!

Sie schlang die schönen, weißen Arme, von denen die Spitzenärmel niedergesunken waren, um seinen Hals und drückte ihn fest an sich. Gestern noch hätte er Jahre seines Lebens für einen solchen Moment hingegeben, heute stieß er sie von sich mit zürnender Verachtung.

Sind Sie zu Ende, Sirene? Ich habe Sie sprechen lassen, ich wollte gern das ganze Sirenenlied vor meinen Ohren ertönen lassen, und ich danke Ihnen für diese Musik der Hölle und des Verraths! Ich danke Ihnen für die Krone und ich danke Ihnen auch für Ihre Liebe!

Oh, sprechen Sie nicht so, nein, sprechen Sie nicht so! rief sie händeringend. Sie sind ein Held, ehrgeizig, ein Prinz! Ich biete dem Helden den Feldherrnstab, dem Ehrgeizigen Ruhm, dem Prinzen eine Krone!

Und ich, Madame, sagte er, das Haupt leise neigend, ich biete Ihnen dafür meine Verachtung und, wenn Sie wollen, meinen Fluch! Doch nein!

Sie sind zu erbärmlich und zu gering, als daß ich Ihnen fluchen möchte, es ist genug der Verachtung und jetzt auch aller Worte!

Er wandte sich nach der Thür hin, ohne sich noch einmal nach ihr umzuschauen, ohne einen Blick des Zornes sogar, ruhig, stolz aufgerichtet. Sie stürzte ihm nach, sie hielt ihn fest und bat ihn in aller Angst ihres Herzens, mit allem Flehen der Liebe, sie nicht zu verlassen. Da lachte er laut auf und stieß sie von sich, daß sie weit zurückflog in das Cabinet.

Sie haben Furcht vor den Scheltworten Fouché's, und Sie haben recht, Madame. Sie sind gescheitert, und Sie haben freilich der Republik umsonst Millionen gekostet!

Sie schrie laut auf und stürzte nach der Thür hin, aber die hatte sich schon geschlossen. Prinz Louis Ferdinand war fort. Langsam schritt er die Treppe hinunter, langsam trat er ein in seine Gemächer, wo er den Obersten Massenbach fand. Der wagte nicht, ihn anzusehen, denn er las auf seinem Gesicht, daß er den Beweis geführt, daß er die Wahrheit erschaut hatte.

Massenbach, sagte der Prinz mit tonloser Stimme, wir reisen heute, in einer Stunde ab nach Berlin!

Der Oberst neigte sein Haupt. Es ist soeben ein Courier gekommen, königliche Hoheit, und meldet, daß der Prinz Heinrich auf den Tod darnieder liegt, und daß er sehnlich wünscht, Eure königliche Hoheit noch zu sehen.

Prinz Louis Ferdinand nickte leise. Wir wollen mit Courierpferden reisen, vielleicht gelingt es mir, den alten Mann noch am Leben zu finden und seinen Segen zu empfangen. Es thut mir noth, daß eine Hand sich segnend auf mein Haupt lege und den Fluch von demselben fortnehme, der mich wie ein Blitz zerschmettert hat.

Und wie er das sagte, stürzten die Thränen wie in hellen Bächen aus seinen Augen, und Massenbach, dem heute Morgen noch so viel daran gelegen war, den Prinzen zu enttäuschen, Massenbach weinte mit ihm, als er diese hohe Heldengestalt sah, welche jetzt schwankte und zitterte im Sturmc des Schmerzes und weinte wie ein Kind.

Prinz Louis Ferdinand hatte die Wahrheit geschaut, und die Wahrheit bringt den Menschen immer nur Tod und Vernichtung!

6.

Eine Schreckensbotschaft.

Ganz Berlin war heute am Morgen des dreißigsten März 1804 in der lebhaftesten Aufregung und Bestürzung. Früh am Morgen schon bildeten sich Gruppen auf den Straßen, und Redner standen in denselben, mit lebhaften Gesticulationen zu dem Volke sprechend und ihm, wie es schien, eine Schreckensgeschichte erzählend. Denn die Leute standen und horchten und wurden bleich und ballten die Fäuste, als droheten sie Jemand und man hörte Flüche und Verwünschungen, halb unterdrückt freilich, aber was man nicht zu sagen wagte, sprach doch aus den Mienen und Blicken weiter.

Unter den Linden war ein besonderes Leben

und Treiben. Da standen auf den Bänken in der Mitte der Linden einzelne Männer und lasen aus einem Zeitungsblatt mit lauter Stimme: „Das dürfen wir nicht dulden, das ist eine Verletzung deutschen Gebietes, das ist eine Schmach für ganz Deutschland! Der Kaiser von Deutschland wird das nicht zugeben, er muß dagegen protestiren!“

Es wird's Niemand wagen! rief aus einem andern Haufen eine drohende Stimme. Niemand wird wagen zu protestiren! Wir kennen das ja! Er kann thun, was er will, sie schweigen doch Alle still!

Und grollende und murrende Stimmen antworteten darauf mit zustimmenden Zornesworten.

Daran ist die französische Partei schuld, rief ein langer, drohend blickender Mann, der in der Mitte eines ungeheuren Volkshaufens stand und lebhaft gesticulirte und sprach. Ja, ich sage es und bleibe dabei, daran ist die Friedenspartei schuld, und wenn nicht der Minister von Haugwitz fortgeschickt wird und wenn nicht der Baron von Hardenberg an's Ruder kommt, so werden wir zuletzt Alle noch französisch.

Still! still! murmelten Einige, die umherstanden, mit ängstlicher Scheu. Dort schleicht

der französische Gesandte am eisernen Gitter hin, er hört uns. Still! still!

Ich will nicht still sein, rief der Mann. Ich will reden, reden! Was kümmert mich der französische Gesandte? Ich fürchte mich nicht vor ihm und vor seines Gleichen! Wenn wir uns mit England befreunden und mit dem Kaiser von Deutschland und mit Schweden es gut halten, dann haben wir nicht nöthig, uns vor Frankreich zu fürchten, vor diesem Frankreich, das Prinzen mordet und rechtlos in Deutschland eindringt. Laßt uns zum König gehen, Ihr Leute, zum König! Laßt uns ihn bitten, daß er den Haugwitz fortschickt, den Franzosenfreund. Hurrah! Es lebe der Minister von Hardenberg!

Aber es gab wenig Menschen, die darauf Antwort gaben. Scheu wichen sie zurück vor dem beherzten Redner, und hier und da murmelten wohl Einige in der Menge: das sei Einer, der bestochen sei von dem englischen Gesandten. Der englische Gesandte intriguire überhaupt gar viel und wolle durchaus gern das Volk aufregen, damit es den König bestimme, Frankreich den Krieg zu erklären und sich mit Oesterreich und England zu verbünden.

Und die Leute, die das hörten, machten sich scheu und ängstlich aus dem Staube.

Die Politik kümmerte sie damals noch gar wenig, und ihnen war es gleich, ob das deutsche Gebiet verletzt wurde und ob man Deutschlands Ehre unter die Füße trat. Dafür hatte am Ende der Kaiser von Deutschland zu sorgen, und der Reichstag zu Regensburg konnte seine Stimme erheben. Was kümmerte es sie? Preußen hatte nichts damit zu schaffen, und für Preußen war es wichtig, daß man Frieden hatte, Frieden! Die vielen Kriege haben Preußen erschöpft, und man ist froh, daß der junge König ein so friedliebender Mann ist und daß er Alles thut, um den Frieden zu erhalten mit dem furchtbaren Kriegshelden, dem nichts widersteht, vor dem alle Reiche und alle Könige sich in den Staub werfen. Preußen soll und muß bestehen, und darum ist es gut, daß der König mit dem ersten Consul von Frankreich in gutem Einvernehmen steht. Und kümmert es uns, was da unten in Süddeutschland geschieht, und was der Bonaparte da Schlimmes gethan? Wir leben hier in Berlin und sind froh, daß der Bonaparte uns nichts gethan.

Das waren die entgegen stehenden Stimmen, welche man hier und dort in den Volkshaufen

vernahm, und womit die Franzosenfreunde abwickelten, was die Franzosenfeinde künstlich angeregt in den Gemüthern der lauschenden Menge.

Ein Officier jagte jetzt im vollen Trabe die Linden hinauf, und die Leute, die ihn daher sprengen sahen, die riefen ihm ein fröhliches und lautes Hurrah zu. Hurrah! Es lebe der Prinz Louis Ferdinand!

Aber er, der sonst mit so froher Miene das Rufen und das Grüßen des Volkes erwiderte, er schien heute die Hurrahrufe nicht zu hören. Er sprengte die Linden hin, über den Schloßplatz und die Königsbrücke dahin nach der Burgstraße, sah nicht rechts, nicht links, hörte nichts von den Begrüßungen, achtete auf Niemand, der zur Seite des Weges ging, starr war sein Blick, bleich seine Wangen und fest aufeinander gepreßt seine Lippen, als hielten sie das Wort des Zornes zurück. Vor einem stattlichen Hause in der Burgstraße hielt er sein Pferd an, und mit der Reitgerte klopfte er an eins der Fenster der unteren Etage. Der Lakai, der hinter dem Fenster gestanden und den heran sprengenden Prinzen gesehen, stürzte heraus, kam vor die Hausthür und fragte ehrerbietigst nach den Befehlen Seiner königlichen Hoheit.

Ist Frau von Staël schon wach? fragte er mit tonloser heftiger Stimme.

Der Diener verneinte.

So sagen Sie der Kammerfrau, sie möchte die Frau von Staël wecken und Sie bitten, einen Moment an's Fenster zu kommen. Ich habe ihr Wichtiges zu sagen.

Der Diener eilte von dannen. Der Prinz, nicht im Stande seine Aufregung zu unterdrücken und ruhig vor dem Hause zu halten, stieß seinem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es hoch sich aufbäumte und in mächtigen Sätzen vor dem Hause auf und nieder sprang, so lange, bis das Fenster sich öffnete und hinter demselben die hohe, breitschulterige Gestalt der Frau von Staël, der berühmten Tochter ihres berühmten Vaters, des Ministers Necker, erschien. Sie hatte sich rasch von ihrem Lager erhoben und war im leichten Morgenanzug zur Begrüßung des Prinzen herbei geeilt. Ihr dunkelbraunes Haar hing verwirrt um das Gesicht, der rosa Schlafrock, der coquett genug für eine schöne junge Frau gewesen, hob die gelbe Hautfarbe ihres Halses und Gesichts nur noch mehr hervor. Aber in diesem Antlitz, das scharf und unschön war, glühten ein paar große, schwarze Augen voll Geist, Feuer und

Leben. Und diese Augen hefteten sich jetzt mit fragendem Ausdruck auf den Prinzen Louis Ferdinand hin, der immer noch sein Pferd pirouettiren ließ, bis er die Dame am Fenster gewahrte und nun mit einem einzigen Ruck das bäumende Pferd zur Ruhe brachte und zu ihr an das Fenster ritt.

Wissen Sie, rief er mit lauter, heftiger Stimme, wissen Sie, was geschehen ist?

Sie lächelte. Ich weiß nur, daß ich mitten im süßen Schlummer geweckt worden bin durch die Botschaft: der Prinz Louis Ferdinand erzeige mir die Ehre, mich sprechen zu wollen, und da bin ich, königliche Hoheit. Also was giebt es?

Was es giebt? Es giebt, daß der Herzog von Enghien von den Franzosen im badischen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgerichte übergeben und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Vincennes erschossen worden ist! Das ist es, was es giebt, Madame! das heißt: es giebt, daß die Brandfackel hinein geschleudert ist in die deutsche Ehre!

Frau von Staël schüttelte lebhaft das Haupt. Das ist unmöglich, sagte sie ruhig. Es ist eine Thorheit, dergleichen Gerüchte zu verbreiten. Sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs

es sind, welche solche unglaubliche Gerüchte verbreiten?

Sie zweifeln? fragte der Prinz mit flammenden Blicken.

Ich zweifle nicht, erwiderte sie ruhig, ich bin überzeugt davon.

Nun gut, rief der Prinz, ich werde Ihnen den Moniteur schicken, und Sie werden das Urtheil darin lesen können.*)

Und er grüßte sie mit einem leisen Kopfnicken und mit einem solchen Ausdruck von Zorn, Schmerz und Wuth in seinem edlen Angesicht, daß Frau von Staël erschrocken, als gelte ihr selber diese Drohung, von dem Fenster zurückwich.

Ach, seufzte sie leise, ach, warum gleichen die anderen Fürsten nicht diesem edlen Prinzen? Warum ist es ihm versagt, das Scepter mit dem Schwerte zugleich zu führen? Er wäre ein Feind, den Bonaparte zu fürchten hätte, und ihm wäre es vielleicht gegeben, den Tyrannen in den Staub zu treten, der mein edles, mein geliebtes Frankreich entweiht! —

Das also war die Nachricht, welche ganz Berlin

---

*) Nach der eigenen Erzählung der Frau von Staël in ihrem Buche über Deutschland.

in Aufregung versetzt hatte. Der Herzog von Enghien war in den Laufgräben von Vincennes erschossen worden, ohne Urtheil und Gericht. Heimlich und in der Stille hatte man ihn auf badischem Gebiet aufheben lassen, heimlich war er in Vincennes erschossen worden.

Wenn das Volk von Berlin schon empört und in Aufregung war über diese Nachricht, wie viel mehr war man es bei Hofe. Ein Prinz von königlichem Geblüt, ein naher Verwandter des hingerichteten Königs von Frankreich, war getödtet worden. Weshalb? Man wußte es nicht. Es hieß, er sei ein Theilnehmer der Verschwörung gewesen, die sich gegen das Leben des ersten Consuls gerichtet. Aber er war weder überführt nach angeklagt. Französische Soldaten waren nach Eppenheim gekommen und hatten von deutschem Boden einen Prinzen entführt, der das deutsche Gastrecht genoß. Es war eine Schmach, an welcher jeder Einzelne betheiligt war, und Niemand empfand diese Schmach so tief, als der Prinz Louis Ferdinand.

Nachdem er der Frau von Staël diese furchtbare Nachricht mitgetheilt, sprengte er wieder die Linden hinunter nach dem Hause am Pariser Platz, in welchem der Baron von Harden-

berg wohnte. Hastig schwang er sich vom Pferde, reichte dem herbei eilenden Diener die Zügel hin und eilte in das Haus hinein; unangemeldet dem Diener folgend, der ihm voranschritt, trat er in das Wohnzimmer Hardenberg's, der im Morgenanzug auf einer Ottomane saß und seine Chocolade schlürfte.

Sie können essen, Sie können ruhig sein, Hardenberg? fragte der Prinz ganz außer sich, sich neben ihn auf die Ottomane niederwerfend. Sagen Sie, bin ich es denn nur, der so furchtbar erregt ist von dieser entsetzlichen Nachricht? Scheint sie mir nur so drohend und so furchtbar wie eine Brandfackel zu sein? Verstehe ich denn die Welt nicht mehr und weiß ich nicht mehr, was Recht ist und Gerechtigkeit?

Hardenberg schaute ihn mit einem feinen Lächeln an. Sie verstehen das besser als wir, mein theurer Prinz. Aber Sie verstehen es schlechter als wir, sich der Nothwendigkeit zu fügen und, um mich ganz prosaisch auszudrücken, eine Faust in der Tasche zu machen.

Nein! rief der Prinz lebhaft und zürnend, nein! das verstehe ich allerdings nicht! Die Faust aus der Tasche und das Schwert in die Hand genommen! das ist mein Wahlspruch.

Und damit werden Sie leider nicht reussiren, sagte der Diplomat. Wir leben nicht in den Zeiten Friedrich's des Großen, mein theurer Prinz! Dessen müssen Sie eingedenk bleiben, und wie sehr uns auch der Groll im Herzen flammen mag, auf die Lippen dürfen wir ihn nicht treten lassen, und ich möchte Sie beschwören, daß Sie ein wenig zurückhaltender seien.

Ich kann's nicht, Hardenberg! Ich kann's nicht! rief der Prinz glühend. Ich hasse diesen Menschen, diesen Bonaparte! Er hat mir persönlichen Schmerz bereitet, den tiefsten, den grausamsten Schmerz, den ich je empfunden habe. Aber nicht das ist es, was mich gegen ihn empört, nicht weil ich persönlich Rache an ihm nehmen möchte, nicht deshalb bin ich heute so im Zorn! Ganz Deutschland ist von ihm beleidigt worden, und ich fühle heute zum ersten Mal, daß ich nicht blos ein preußischer Prinz, sondern daß ich auch ein deutscher Bürger bin und Deutschland retten möchte. Denn ich fühle es, ich weiß es heute: er wird Deutschland unterjochen! Glauben Sie mir, Hardenberg, mit dieser Faust in der Tasche, mit diesem diplomatischen Lächeln auf Ihren Lippen werden Sie es erleben müssen, daß ganz Deutschland das Opfer dieses Ty-

rannen wird! Denn er ist ein Tyrann. Er kommt nicht in die Welt, um sie frei zu machen, sondern um sie zu unterjochen. Sein ganzes Erscheinen ist wie ein Hohn auf alle Monarchien, und ich sage Ihnen, trotz dieses Hohnes wird er sich selbst zum Monarchen machen, wird sich die Krone aufsetzen und der Monarch aller Monarchen sein.

Darin mein Prinz, werden Sie schon recht haben, erwiderte Hardenberg mit einem sanften Neigen des Hauptes. Man spricht davon, sehr lebhaft sogar, und wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, so hat der erste Consul bereits mit einem vertraulichen Schreiben sich an unsern König gewandt und ihm mitgetheilt, daß er wohl nicht länger dem Andrängen Frankreichs und des Senates widerstehen könne, sondern sich werde entschließen müssen, als Kaiser sich an die Spitze der Republik zu stellen.

Ist das nicht ein Hohn auf alle Begriffe und auf alle Vernunft? rief der Prinz zornig. Als Kaiser will er sich an die Spitze der Republik stellen; er wagt, trotz seiner Frechheit, nicht das Wort auszusprechen und zu sagen: Ich will die freien Republikaner wieder in geknechtete Unterthanen verwandeln. Er läßt die Republik und wird Kaiser der Republik! Heuchelei und Spott

und Hohn ist auf seinen Lippen, und ich denke zuweilen, Hardenberg: er ist in Wahrheit der Mephisto, der Geist, der in die Welt gekommen ist, um Gott und allem Recht und aller Christlichkeit zu spotten und Hohn zu sprechen. Nichts ist mehr sicher auf der Welt, seit dieser Mann aufgestiegen ist, das böse Princip, welches siegreich einherschreitet gegen das Gute. Aus dem Blute der französischen Revolution, aus dem Königsblute, dem Aristokratenblute ist er als Blüthe erwachsen, und seine Kaiserkrone trieft vom Blute der Gefallenen und klagt ihn an vor Gott. — Ich hasse ihn, diesen Bonaparte! Und ich will Ihnen noch etwas sagen, Hardenberg: er ist der einzige Mensch, — was sage ich Mensch, — der einzige Dämon auf Erden, vor dem ich sogar eine Art von Furcht habe. Er kann Alles, was er will, und will Alles, was er kann. Nichts ist ihm heilig, vor nichts schreckt er zurück. Er ist jetzt der Mächtige, der Auserkorene; vor seinem Wort: Ich will! beugt sich Alles in den Staub; und wenn es ihm morgen beliebt, ein Gericht Prinzenohren essen zu wollen, so sind meine Ohren so gut in Gefahr wie die aller Prinzen, und wenn ich auch mit meinen beiden Händen

meine Ohren festhalte, der Bonaparte bekommt sie doch!*)

Darin haben Sie für den Augenblick recht, sagte Hardenberg lächelnd, aber Sie müssen gleich uns auf die Zukunft hoffen.

Was hilft mir die Zukunft, wenn meine Ohren fort sind, sagte der Prinz, der jetzt wieder in den humoristischen Ton aus dem Uebermaß des Zornes überging, und was wird es Preußen helfen, wenn es vielleicht dereinst wieder aus dem Staub ersteht, nachdem es in den Staub getreten ist? Denn es wird so kommen, Hardenberg, ich sage es Ihnen, ich schaue in diesem Moment in meinem Zorn und Schmerz in die Zukunft, und ich sage es Ihnen noch einmal: es wird so kommen. Wenn Preußen nicht das Schwert ergreift und sich erhebt, wird ihm das Schwert aus der Hand gerissen werden und es wird in den Staub sinken! Und Sie, fuhr er eifrig mit lauter Stimme fort, Sie beschwöre ich bei Allem, was Ihnen heilig ist: lassen Sie nicht ab im Kampfe gegen diese französische Partei, nicht ab im Kampfe gegen Haugwitz, welcher der Vertreter dieser Partei ist, und er-

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe Varnhagen, Vermischte Schriften. Seite 86.

halten Sie sich dem Vaterlande und uns Allen, die wir auf Sie hoffen. Sagen Sie mir, Hardenberg, ist es nicht ein Jammer, es mit anzusehen, wie hier regiert wird? Nicht ein einziger wahrer Patriot, wenn Sie den Muth verlieren und den Kampf aufgeben, nicht ein einziger wahrer Preuße oder Deutscher! Da ist Haugwitz, der Mann, von dem Lavater gesagt, daß er hinter der Larve des Christuskopfes die größte Immoralität und Liederlichkeit verberge. Und der wird regiert von einem Menschen wie Lombard, dem Dreiviertelfranzosen, der begeistert ist über Alles, was Bonaparte thut, und sich seinen Verrath und Treubruch von Frankreich bezahlen läßt. Und da ist ferner ein Italiener, von dem man wohl mit gutem Grunde sagt, daß er an Rußland sich verkauft hat. Und dieser Dreiviertelfranzose und dieser Italiener herrschen jetzt in unserem Vaterlande, und mit ihren verkauften Stimmen wollen sie uns zurückhalten von dem Einzigen, was uns noth thut: von dem Kriege gegen Frankreich! Ich beschwöre Sie, Hardenberg, harren Sie aus in Geduld, treten Sie nicht zurück, ermatten Sie nicht im Widerstand gegen alle Intriguen und Cabalen, denn Sie sind meine letzte Hoffnung!

Und Sie haben keine andere Hoffnung? fragte Hardenberg leise. Sie wissen nicht, daß es am Hofe eine edle, hochherzige Seele giebt, welche vielleicht fühlt wie Sie und ich und wie hundert und tausend Andere hier in Berlin und in ganz Preußen? Eine edle Seele, welche Alles versteht und mit durchschauendem Blicke Alles sieht?

Sie meinen die Königin, Hardenberg? fragte der Prinz hastig.

Ja, ich meine sie, welche ein Herz hat für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes, welche als preußische Königin sich doch fühlt als eine deutsche Frau. Auf sie lassen Sie uns hoffen, Prinz! Sie ist, wenn sie es auch nicht sagt, doch eine geheime und mächtige Bundesgenossin für uns, die wir ankämpfen gegen diesen entsetzlichen Feind alles Bestehenden und alles Rechtes, gegen Bonaparte. Sie ist zu edel, zu hochherzig und eine zu zärtliche Gemahlin, als daß sie es jemals unternehmen würde, gegen den Willen und die Absichten des Königs auch nur ein einziges Wort zu sagen. Aber ich weiß es dennoch und fühle es an ihrer Miene, an ihrem Blick, an dem sanften Widerspruch, den sie zuweilen dem König entgegensetzt, daß

sie denkt wie wir, daß sie leise und nur mit Gott sich beräth über ihre Absichten und Pläne, und daß sie dennoch daran arbeitet, den Sinn des Königs zu ändern. Er ist ein redlicher, ein guter und ein gewissenhafter Mann, unser König. Er schreckt zurück vor dem Kriege, weil er das Unglück und Elend des Krieges kennt. Aber das glauben Sie mir: es mag lange dauern, ehe der gute Genius, der an seiner Seite steht, seinen Widerstand bezwingt, aber es wird gelingen. Und wenn es gelungen ist, dann wird Bonaparte oder, wie er sich dann wohl nennen mag: der Kaiser der Franzosen keinen zäheren Feind haben, als den König Friedrich Wilhelm den Dritten. Sehen Sie, mein Prinz, und weil ich das weiß und erkannt habe, darum bin ich geduldig, darum harre ich aus in Schweigen und Ruhe, ertrage die Gegenwart und hoffe auf die Zukunft und auf die Königin Louise. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß! Sie sind der erste Mensch, dem ich es mitgetheilt, und lassen Sie mich hinzusetzen: auch der Einzige. Aber ich fühle, daß ich Ihnen das schuldig war, denn Sie sind ein edler und hoher Geist, und ich möchte Sie bewahren für die Zukunft; ich möchte, daß Sie dereinst zu

den Helden gehören, die Deutschland befreien, und darum sollen Sie sich nicht vor der Zeit verbrauchen, Prinz, darum sollen Sie besonnen sein und warten lernen, bis die Stunde gekommen ist.

Ich kann's nicht! ich kann's nicht! rief der Prinz ungestüm. Mein Leben ist zerrüttet durch den Haß gegen diesen Tyrannen, ist zerrüttet von der Schmach des Vaterlandes, die ich allgemach anwachsen sehe zu einem ungeheuren Scheusal, dessen Anblick mich rasend macht. Ich kann es nicht ertragen! Und sehen Sie, Hardenberg, weil mir denn Alles verschlossen ist, weil ich nicht thun kann, was ich will, nicht vollbringen kann, was ich möchte, weil ich nichts bin, als ein erbärmlicher kleiner apanagirter Prinz, dem alle Wege zu Ruhm und Ehre, zu Bedeutsamkeit und Macht verschlossen sind, so wird aus mir nun nach und nach ein liederlicher Lebemann werden, der die Stunde genießt, der in Champagner seinen Unmuth vertrinkt, der am Spieltisch die Stunden vergeudet.

Und der am Klavier sich wieder aufrichtet und spricht mit seinem Genius und ihn anfleht, daß er nicht von ihm weiche, sondern ihn aufrecht erhalte, sagte Hardenberg mit feierlicher,

ernster Miene. Ich glaube an Sie, Prinz, ich hoffe auf Sie, und ich weiß, daß Sie nicht untergehen werden. Ich kenne Ihre Schmerzen, und ich verstehe sie alle. Es mag sein, daß Sie vor der Welt in diesen Tagen des Elendes und der Erniedrigung dastehen werden, wie Sie sagen, als ein Lebemann, welcher die Stunde genießt und ganz unbekümmert scheint um das Unglück und die Zerwürfnisse des deutschen Vaterlandes! Nun, das hat auch sein Gutes. Wenn die Trompete tönt, die uns gegen Frankreich in's Feld ruft, dann weiß ich doch, daß Prinz Louis Ferdinand das Kartenspiel und den Champagnerrausch und das wüste Leben von sich stößt wie ein Nichts, und hinaus schreitet auf den Kampfplatz als ein Held.

Der Prinz reichte Hardenberg seine beiden Hände dar, und Thränen standen in seinen Augen. Ich danke Ihnen, Hardenberg, ich danke Ihnen, sagte er, ich werde dieser Worte gedenken, und ich verspreche Ihnen: sie werden mir in meiner Seele wohlthun, sie werden mich halten und tragen. Ich verspreche Ihnen auch: wenn die Trompete tönt, die uns ruft, ja, dann werde ich da sein, der Erste, der sein Schwert erhebt, und wüßte ich auch, daß der erste Kanonenschuß

mich selber zerschmetterte! Und nun ist mir leicht und frei, nun will ich hinaus gehen in's Leben und will es genießen und will meinen Groll in Lust und Freudigkeit nicht vergessen, aber betäuben. Nur bitte ich Sie, Hardenberg, glauben Sie an mich, und was Sie auch hören mögen von mir, und welche tollen Streiche sie auch Ihnen erzählen mögen, gedenken Sie dieser Stunde und wissen Sie: ich betäube mich, aber ich verliere mich nicht! Wenn die Stunde gekommen ist, so bin ich da, und wenn Sie auch da sind, Hardenberg, so rufen Sie mich, und ginge es in den Tod, wenn es nur für die Ehre Preußens geht!

7.

Der Triumph eines Dichters.

Die Welt stand in Flammen, und überall hörte man nur von Kriegsgeschrei und von Kriegsnoth. Ganz Europa, ganz Deutschland zitterte vor dem blassen Manne in Paris, dem ersten Consul von Frankreich, und nur einen Punkt gab es in dem bewegten, von politischen Stürmen und Schlachten zerrissenen Deutschland, wo Alles noch friedlich schien und ruhig; mochten Reiche zusammen stürzen und Throne sinken, was kümmerte das die friedseligen, poetischen und glücklichen Leute in Weimar und Jena? In ihren grünen, von Bergen eingeschlossenen Thälern vernahm man nichts von diesem Kriegesgeschrei der Welt.

Nur einmal, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war da Kriegesgeschrei ertönt, und eine kleine

Armee hatte die ganze Schaar der vornehmen und gelehrten Leute in Bewegung gesetzt. Aber nicht eine Armee von Soldaten mit Kanonen und Gewehren, sondern die kleine Armee der Xenien, welche Goethe und Schiller zu Ende des Jahres 1795 in den Horen hatten erscheinen lassen. Das war ein Wüthen gewesen und ein Kriegsgeschrei, jedes Wort hatte getroffen wie ein Kanonenschuß und hatte die Herzen und die Köpfe der Dichter und Schriftsteller und Gelehrten nicht blos in Weimar und Jena, sondern im ganzen deutschen Reiche verwundet. Ein Zeter war durch die gelehrte Welt gegangen, und Mordio! Mordio! hatte man geschrieen gegen die beiden Dichter, die in lächelnder Ruhe und mit unendlichem Behagen diesem Kriegswüthen zuschauten und immer neue kleine, tolle Teufelchen von Xenien gegen die entrüsteten Gelehrten und Dichter los ließen. Sie nahmen wohl den Krieg auf und schossen ihre Böller von Wuthschriften, Widerlegungen und Libellen gegen Goethe und Schiller ab, aber die blieben unverwundet, schauten sich um im Kriegsgewimmel, Hand in Hand, und lächelten und arbeiteten frohen Muthes weiter in Scherz und Ernst, in inniger Liebe und Freundschaft nun für immer verbunden.

Dann war das Getobe des Xenienkrieges verstummt, und ruhig war es wieder geworden in den gelehrten Republiken von Weimar und Jena. Still waren die Jahre dahin gezogen, von außen bewegt, und im Innern friedlich und ruhig. Immer Großes und Neues hatten sie Beide geschaffen, Hand in Hand, sich einander ergänzend, sich einander ihre Pläne mittheilend und schaffend in gemeinsamer Erhebung und Begeisterung.

Still war es auch noch im Frühling des Jahres 1804 im lieben, traulichen Weimar. Dahin hatte der Freund den Freund nach sich gezogen. Schiller war übergesiedelt von Jena nach Weimar, hatte sich dort ein Haus gekauft und eingerichtet, und in den stillen, behaglichen Räumen lebte er der Dichtkunst, seiner Familie und den Freunden. Es war jetzt um ihn mehr Behaglichkeit, mehr Wohlleben verbreitet, die Sorge trat nicht mehr so nahe an ihn heran, hauchte ihn nicht mehr so oft an mit ihrem vernichtenden Athem. Seine Dramen wurden gegeben auf allen Bühnen, und die Musen begannen endlich dem Dichter die schlaflosen Nächte, die arbeitsreichen Jahre, die Entbehrungen und die Noth des Schaffens und Wirkens ein wenig zu

vergelten. Ein wenig nur! Aber weder die Bedürfnisse noch die Ansprüche Schiller's waren groß, und sein kleines Haus mit den grünen Jalousien und dem Stübchen, wo er arbeitete und schaffte, und dem Kämmerlein daneben, von dessen Fenstern aus er hinab blicken konnte in den Garten, wo neben Lotte die Kinder spielten, das dünkte ihn ein Paradies, und er begehrte vom Leben nichts weiter. Aber die Welt begehrte ihn. Ueberall wünschte man den Dichter der Jungfrau von Orleans und der eben erschienenen Braut von Messina zu sehen, überall ersehnte man ihn, und von überall her schrieben die Theaterdirectoren und flehten zu dem Dichter, daß er irgend einer Aufführung seiner Stücke beiwohnen möge.

Eines Morgens trat Schiller mit einem offenen Briefe in das Zimmer seiner Lotte, die eben beschäftigt war, das Töchterlein anzukleiden. So wie er eintrat, nahm sie das Kind von ihrem Schooß und eilte ihm entgegen und bot ihm mit herzlichem Gruß ihre frischen Lippen zum Morgenkusse dar.

Schaust heute wohl aus und prächtig, Fritz, und es ist, als ob die Morgensonne von da draußen einen Strahl auf Deinem Antlitz zu-

rückgelassen hätte. Was giebt es denn? Hast irgend eine frohe Nachricht, Fritz?

Er nickte und legte seinen Arm um sie. Lotte, Du hast viele trübe und traurige Stunden mit mir zu verleben gehabt; nun möchte ich wohl, daß Du auch einmal ein paar glückliche und schöne Tage an meiner Seite hättest. Bring' Dir da einen Brief aus Berlin vom Theaterdirector Iffland.

Kann mir denken, was er schreibt, lächelte Lotte. Hat gewiß gehört, daß der Wilhelm Tell vollendet ist, und er schreibt, um ihn zu haben und ihn zuerst in Berlin zur Aufführung zu bringen. Ja, die guten Theaterdirectoren drängen sich jetzt um meinen Schiller. Sie haben es erkannt, daß er nicht blos ein großer Dichter für die Welt, sondern für sie auch eine Quelle des Reichthums ist. Nicht wahr, das ist's? Den Wilhelm Tell will er haben?

Nein, Lotte, mich selber will er haben. Er fleht und bittet, daß ich nach Berlin kommen möchte, um mir da die Aufführung einiger meiner Stücke anzusehen, und ich weiß nicht, es regt sich in mir die Lust und die Neugierde, der Einladung zu folgen.

Reizend wäre es! rief Lotte mit heiterem

Gesicht, ja freilich reizend, aber — sie verstummte und es flog wie ein Schatten über ihr Gesicht. Aber, Fritz, es wird gar so viel Geld kosten.

Schiller lächelte. Das soll uns diesmal keine Sorgen machen. Ich habe neulich mit Cotta den Contract abgeschlossen für den Wilhelm Tell, und habe mir ein Angeld ausbedungen. Nun, das Geld ist heute Morgen angekommen. Und außerdem schreibt mir der Iffland, daß er mir gern in Berlin selber das Honorar für die Braut von Messina überreichen möchte. Du siehst also, Lotte, von dieser Seite her steht nichts unserem Wunsch entgegen, und wenn Du willst und magst, so reisen wir nach Berlin.

Ob ich will und ob ich mag! rief Lotte, fröhlich wie ein Kind in die Hände klatschend. Gewiß will ich, möchte gern einmal nach Berlin! Habe nie in meinem Leben eine große Stadt gesehen, und möchte ein einzigmal auch dabei sein, wenn sie meinen Schiller feiern. Ja, wir wollen nach Berlin, nach Berlin!

Und sie hüpfte hoch empor und schlang ihre beiden Arme um die liebe Gestalt des Gatten, und lehnte sich an ihn und küßte seine Lippen vor Wonne und Glück.

Und glücklich war auch Friedrich Schiller. Zuweilen doch hatte er sich beengt gefühlt in der kleinen Welt, die ihn umgab, hatte zuweilen sich wohl hinaus gesehnt in die große Welt.

Denn es ist doch meine Bestimmung, für die große Welt zu schreiben und zu schaffen, sagte er zu sich selber. Und so muß ich sie mir einmal ein wenig anschauen diese große Welt, und muß wissen, was reussirt und welchen Erfolg meine Arbeiten in der großen Masse des Publikums haben. —

Und so zogen sie nun hinaus in die große Welt. Der kleine Koffer war schnell genug gepackt, und vorwärts nun, vorwärts nach Berlin! Die Reise war rasch beschlossen worden, und noch ehe es bekannt war, daß er dahin gehen wollte, war Schiller abgereist, und noch ehe es bekannt war, daß er nach Berlin kam, war Schiller schon da. Niemand wußte es, außer Iffland und außer König Friedrich Wilhelm.

Früh am Morgen des ersten Mai hatte der Theaterdirector Iffland beim König eine Audienz gehabt, und nach derselben begab sich der König hinüber in die Gemächer seiner Louise. Unangemeldet und ohne anzuklopfen, wie immer, trat er in ihr Wohnzimmer ein und blieb dann lä-

chelnd stehen, denn die Königin bemerkte ihn gar nicht und hatte sein Eintreten nicht gehört. Sie saß, den Rücken ihm zugewendet, auf ihrem Fauteuil und las. Aber der König konnte doch in dem gegenüber liegenden Spiegel ihr Angesicht sehen, und es machte ihm Freude, sie so anzuschauen, unbemerkt ihr edles, schönes Gesicht zu betrachten, und sich des Anblickes der Holden zu erfreuen, welche die Mutter seiner Kinder und immer noch die Braut seines Herzens war. Anfangs, wie er sie betrachtete, war ihr Antlitz klar und lächelnd gewesen, und lächelnd hatte sie nieder geschaut auf das Buch, welches sie in Händen hielt und in welchem sie eifrig las. Aber jetzt auf einmal veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts; in lebhafter Spannung las sie weiter, eine tiefe Blässe überzog ihre Wangen und Thränen entstürzten ihren Augen.

Der König erschrak und trat hastig näher. — Guten Morgen, Louise!

Sie warf das Buch fort, sprang auf und eilte ihm entgegen.

Guten Morgen, mein theurer Vielgeliebter! Trittst zu mir ein wie die Sonne, welche den Thau und die Thränen trocknet. Ich habe eben

geweint, Friedrich, lache über mich, geweint über Lafontaine's neuen Roman.

Der König hob drohend den Finger gegen sie auf. Hast also doch weiter gelesen, Louise? Wir wollten ja heute den Schluß zusammen lesen.

Sie lächelte. Vergieb mir, Friedrich. Ich war gar so neugierig, die Fortsetzung zu wissen, und es macht mir doppelte Freude, wenn ich es schon weiß und Dir dann vorlese. Aber der Lafontaine ist diesmal sehr grausam gewesen, und wenn ich weinte, so war es darüber, daß —

Still! unterbrach sie der König. Nichts vorher sagen, mag mich gern überraschen lassen. Bin gekommen, Louise, um Dir eine Nachricht mitzutheilen. Da lies einmal den Brief.

Er zog aus seiner Brieftasche ein Papier hervor und reichte es ihr dar. Die Königin überlas rasch den Inhalt des Geschriebenen, und dann schaute sie zu dem König auf mit einem zärtlichen Blick.

Das ist schön von Dir, Friedrich. Ich danke Dir. Hast also Wort gehalten, hast dem lieben Lafontaine eine Pension gegeben, und eine recht reichliche, wie es scheint. Er schreibt ja in gar entzückten Dankesworten.

Der König nickte. Habe ihm ein Kanonikat

gegeben mit recht guten Einkünften, kann behaglich davon leben, sagt er.

Ich danke Dir, Friedrich, rief die Königin, ihm die Hand darreichend. Nun werden wir noch viele Freuden erleben, und er wird uns noch viel schöne Stunden verschaffen. Ach, es thut doch wohl, so innige Worte des Dankes von einem Dichter zu empfangen. Und nicht wahr, Friedrich, es ist Dir auch lieb gewesen?

Der König schüttelte das Haupt. Habe mich nur beschämt gefühlt! Ich bekomme den Dank, und Du bist es, die ihn verdient. Du bist es gewesen, Louise, die mich dazu aufgefordert hat, dem Lafontaine eine Anerkennung zu gewähren; weißt noch, damals in der kleinen Grotte in Parez, da habe ich es Dir ja versprochen.

Ich weiß es wohl, sagte sie lächelnd, und habe es nicht vergessen. Aber ich wagte nicht daran zu erinnern; ich glaubte, die schlimmen Kriegsverhältnisse erlaubten es Dir nicht, noch für andere Dinge Geld auszugeben, oder Du hättest es vielleicht vergessen.

Vergesse nichts, Louise, was Du gesagt hast, bemerkte der König rasch. Habe auch nichts vergessen von dem, was wir damals in der Grotte mit einander besprochen. Du sprachst von Lafon=

taine, und wünschtest ihm eine Pension. Und dann, dann sagtest Du noch Etwas. Weißt Du es wohl, Louise?

Sie schaute sinnend mit ihren großen blauen Augen vor sich hin und schüttelte dann lächelnd das Haupt.

Nein, sagte sie, ich erinnere mich nicht, daß ich noch mehr begehrt habe. Ich bin gar so unverschämt, Fritz.

Ich erinnere mich, sagte der König lächelnd. Du sprachst nicht blos von Lafontaine, sprachst auch von Schiller und meintest, Du möchtest Friedrich Schiller gern einmal sehen, um ihm Deinen Dank auszusprechen.

Das ist wahr! rief die Königin, möchte einmal den großen Mann sehen, der wie Keiner sonst mit seinen Dichtungen mein Herz bewegt und mit Entzücken und Stolz erfüllt hat über die großen Werke eines deutschen Dichters.

Der König nickte. Sollst ihn sehen, den Friedrich Schiller. Habe es oft schon dem Iffland gesagt, er möchte veranlassen, daß Friedrich Schiller hierher käme nach Berlin. Bilde mir ein, daß seine Dramen nirgends so gut gegeben werden wie hier, und als ich neulich den Wallenstein gesehen, da ließ ich mir den Iffland rufen und

sagte ihm, er sollte dem Schiller keine Ruhe lassen, daß er herkäme, sollte es aber ganz in der Stille machen und nicht viel davon reden, bis er käme. Und nun —

Und nun? fragte die Königin, in lebhafter Spannung den König anschauend, der lächelnd, um ihre Neugierde vielleicht noch ein wenig mehr zu reizen, jetzt verstummte. Immer rasch weiter, Fritz! Und nun?

Und nun, sagte der König langsam, der Friedrich Schiller ist da.

Ist da? rief die Königin freudig. Ist in Berlin? Und Du erlaubst mir, ihn zu sehen?

Der König nickte. Heute Abend im Theater wird man die Jungfrau von Orleans aufführen, und Friedrich Schiller wird dabei anwesend sein.

Und ich werde ihn sehen, den Friedrich Schiller sehen? Aber ich sage es Dir vorher, mein theurer König; es genügt mir nicht, ihn von Weitem zu sehen, ich muß ihn sprechen, muß ihm die Hand drücken dürfen. Willst Du mir das erlauben?

Der König schaute mit innigem Behagen in ihr erröthetes, Begeisterung strahlendes Angesicht.

Habe nichts darüber zu sagen, was Du in Deinen Privatgemächern thun willst, sagte er.

Beneide nur den Friedrich Schiller um das schöne Lächeln und die Rosen, die er auf Deine Wangen ruft. Möcht' auch ein Poet sein, um Dir solche Freude erregen zu können.

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

Bist der größte Poet der Welt, Friedrich Wilhelm! Bist für mich Alles auf der Welt! Bist für mich das Ein und All, bist Leben, Liebe, Freundschaft und Glück für mich! Bist meine Sonne, und alles Andere wäre Trug und Nichts, wenn Du nicht da wärest, Fritz! Und heut' Abend also gehst Du mit mir in's Theater, und wir sehen die Jungfrau von Orleans?

Der König nickte. Und wir sehen vor allen Dingen Friedrich Schiller, nicht wahr? sagte er lächelnd. Ja, wir gehen in's Theater, Louise, und ich denke, es wird ein schöner Abend werden. —

Und es ward ein schöner Abend. Schnell wie ein Lauffeuer hatte sich durch ganz Berlin die Nachricht verbreitet: Friedrich Schiller ist da! Der Dichter der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, des Wilhelm Tell, der große deutsche Dichter ist da!

Es war ein wundervoller Maitag. Die Sonne

schien köstlich warm und hell, die Bäume Unter den Linden dufteten und blühten im herrlichsten Schmuck des Frühlings, des grünen Laubes und der jungen Blüthen. Draußen im Thiergarten war sonst an solchem Tage ein Gewoge von Menschen gewesen und die Theater hatten leer gestanden, denn die Berliner liebten es, die schönen Maitage zu genießen, und das Opernhaus, welches sonst im Winter so verlockend war, öffnete an solchem Maitage vergeblich dem schaulustigen Publikum seine breiten Pforten.

Aber heute war das anders. Statt hinaus nach dem Thiergarten, strömten die Massen hin nach dem großen Opernhaus, wo man heute die Jungfrau von Orleans geben sollte. Es war ein Glück für das Publikum, daß dieses Drama nicht in dem kleinen Schauspielhaus dargestellt ward, sondern in den großen, prächtigen Räumen des Opernhauses, weil die Decorationen und Festzüge zu viel des Aufwandes und des Platzes für das kleinere Schauspielhaus bedurften.

Nach dem Opernhause also strömten die Massen des Volkes, und da bildeten sich Gruppen, und Einer erzählte es dem Andern: Friedrich Schiller ist da! Friedrich Schiller kommt heute Abend in's Theater! Ob er wohl hier hinein

geht, in diese Pforte? fragten diejenigen, die sich dicht gruppirt hatten vor dem Hauptthor des Opernhauses. Gewiß wählt er den Weg durch eine der Seitenthüren, sagten Andere und postirten sich dort an den beiden Seitenthüren und wußten nicht, daß Friedrich Schiller schon vor Anbeginn des Theaters mit Iffland und seiner Lotte durch die Hinterpforte des Opernhauses gegangen war, um dort auf der Bühne die Künstler und Künstlerinnen zu begrüßen, welche in seinem Stücke auftreten würden.

Dann hatte er sich mit seiner Lotte, mit Zelter, Humboldt und einigen anderen Freunden in der Parterreloge, nahe der Bühne, niedergesetzt. Anfangs saß er vorn auf dem Hauptplatz in der Loge und schaute vergnüglich hinein in das große Haus, desgleichen er noch nie gesehen. Es freute ihn, zuzuschauen, wie nach und nach alle Plätze sich füllten, in jedem Range geputzte Damen und Herren in glänzenden Uniformen erschienen.

Das ist doch ein anderes Leben hier, flüsterte er zu seiner Lotte, ein anderes als wie bei uns im kleinen Weimar, und ein recht großes und mächtiges Gefühl erfaßt meine Seele beim Anschauen dieses großen, weiten und freien Lebens

hier. Ich glaube, man wird doch ein anderer Mensch, wenn man in großen Verhältnissen lebt, und es muß schön sein, so von den Massen des Publikums gleich gehört und verstanden zu werden.

Aber wie nach und nach das Haus sich immer mehr füllte, wie Kopf an Kopf gedrängt die Menschen im Parterre standen, wie kein Platz, auch in den Logen des ersten, zweiten und dritten Ranges mehr leer war, und wie es wogte und rauschte durch den weiten Raum, da überkam Friedrich Schiller doch ein ängstliches Gefühl. Etwas wie ein Zweifel an sich selber stieg in seiner Seele auf, es ward ihm so seltsam beklommen, so eigen und ängstlich zu Sinnen. Er stand leise auf und zog sich mehr in den Hintergrund der Loge zurück.

Jetzt ging ein höheres Rauschen und Murmeln durch den Saal, und Humboldt trat zu ihm und deutete hinüber nach der Loge an der andern Seite der Bühne.

Das ist der König und die Königin, welche eben eintreten!

Ja, das war der König und die Königin. Er, mit seinem ruhig heiterem Gesicht, nahm seinen Platz ein hinter der Gardine. Das Publi-

kum konnte ihn nicht sehen, nur hier von der gegenüber stehenden Loge gewahrte man die hohe, kräftige Gestalt des Monarchen. Aber die Königin trat dicht heran an den Rand der Loge, und das ganze Publikum konnte sie anschauen, wie sie dastand in dem weißen, mit Goldspitzen verzierten Atlasgewand, das ihren wundervollen Hals und ihre Arme frei ließ; mit dem braunen, in Locken gekräuselten Haar, das über der breiten Stirn von einer goldenen, mit Brillanten gezierten Spange zusammen gehalten war.

Das ist wahrhaftig eine Königin, sagte Schiller, ganz in Erstaunen und Bewunderung verloren, ja, eine Königin, und zugleich ein wundervolles Weib, ein Engel an Liebreiz. Ich habe niemals ihres Gleichen gesehen.

Die glänzenden Augen der Königin flogen durch den Saal hin nach allen Plätzen, nach allen Logen. Man sah, sie suchte etwas, und das Publikum verstand ihr Suchen und wußte, daß die Königin Louise, die begeisterte Bewunderin des großen deutschen Dichters, daß sie den Friedrich Schiller suchte. Und ihnen Allen ging es ja ebenso; sie suchten ihn auch und wußten nicht, wo sie ihn finden sollten, denn er hatte sich noch mehr in den Hintergrund der Loge zu-

rückgezogen und blickte immer noch hinüber nach der schönen Königin.

Da trat Humboldt wieder zu ihm heran. Sehen Sie dort, Schiller, dort in der kleinen Loge, nicht weit vom König und der Königin, sehen Sie diesen jungen Mann in Uniform, der da eintritt? Wissen Sie, wer das ist?

Schiller kam ein wenig näher in den Vordergrund, um ihn deutlich zu sehen.

Nein, sagte er. Wenn wir im alten Griechenland lebten, würde ich sagen: es ist Alcibiades — und würde hinzufügen: schade, daß er eine Uniform trägt, der schöne Mann.

Humboldt nickte. Er ist unser Alcibiades, Schiller. Das ist der Prinz Louis Ferdinand, und ich kann Ihnen sagen: einer Ihrer edelsten und größten Bewunderer, und außerdem ein genialer Mann, der vielleicht noch Großes in seinem Leben vollbringen kann, wenn —

Da schmetterten die Musici mit ihren Trompeten drein, und die Ouverture zur Jungfrau von Orleans, die Zumsteg componirt, begann jetzt. Und nun ging der Vorhang in die Höhe.

Athemlose Stille herrschte in dem großen Raum, und andächtig und mit Entzücken, wie es dies immer gethan, lauschte das Berliner

Publikum den Worten des großen Dichters. — Er selbst auch lauschte mit angehaltenem Athem und starrem Blick nach der Bühne hin, und allgemach, ohne daß er es wußte, trat er ein wenig mehr hervor aus dem Hintergrund der Loge. Das Publikum, die fremde Welt, Alles war für ihn vergessen, er lebte in seinem Stück, und in der fremden Welt schaute er lebendig die eigene innere Welt vor sich verkörpert.

Jetzt, wie Johanna in der wundervollen Darstellung der Madame Unzelmann den großen Monolog begann: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften" u. s. w., da war Schiller, ohne daß er es wußte, bis dicht an die Brüstung der Loge getreten, legte sich vorwärts und schaute hinüber nach der Bühne, und merkte nicht das Flüstern und Rauschen, das sich auf einmal überall im Saal erhob. Merkte nicht, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren, daß Niemand mehr hinsah nach der Bühne, hörte immer nur die Worte der schönen Künstlerin, die wie Musik von ihren Lippen tönten, sah nicht, wie selbst der König Friedrich Wilhelm drüben ein wenig hinter der Gardine hervor gekommen war und mit seinem guten und edlen Antlitz hinüber blickte nach der Loge, sah nicht, wie das Antlitz

der Königin hoch aufstrahlte und ihre Augen mit einem Blick des Entzückens, Sternen gleich, hinüber blickten nach ihm, sah auch nicht, wie Prinz Louis Ferdinand von seiner Loge aus hinüber lächelte und nickte und grüßte, dem Humboldt zu, der mit Zeichen ihm bedeutete: Das ist er, das ist Friedrich Schiller! Er sah es nicht, er, ganz in Andacht und Schauen verloren, sah nur und hörte nur die Jungfrau von Orleans, und schien wie aus einem Traum, einer Entzückung zu erwachen, als jetzt der Vorhang fiel.

Einen Moment trat Stille ein. Dann auf einmal erhob sich drüben der Prinz Louis Ferdinand von seinem Sitz, lehnte sich weit vor aus seiner Loge und rief mit lauter Stimme: Es lebe Friedrich Schiller! Er lebe hoch!

Und nun, in einem mächtigen Applaus des Entzückens und der Freude tönte es und hallte es mit tausend Stimmen durch den ganzen Saal wieder: Es lebe Friedrich Schiller! Er lebe hoch!

Und wie von einem einzigen mächtigen Impuls ergriffen, erhob sich das ganze Publikum, schaute hin nach der kleinen Loge, neigte sich und rief immer wieder: Es lebe Friedrich Schiller!

Drüben in ihrer Loge stand die schöne Königin, bleich vor Entzücken und vor Freude,

winkte mit dem Taschentuch in der Hand hinüber nach der Loge, und ihre Augen und Blicke sprachen, was ihre Lippen nicht sagten: Es lebe Friedrich Schiller!

Lotte, von Rührung überwältigt, drückte das Tuch vor ihre Augen und weinte vor Entzücken. Schiller stand an dem Rande der Loge, bleich, aber in seinen Zügen einen solchen Ausdruck von Verklärung und Erhebung, daß die Freunde, welche ihn anschauten, von Rührung und Andacht ergriffen wurden. Sie schauten den unsterblichen Genius, welcher hinter der Maske der sterblichen Hülle sich verkündete.

Erst als die Zwischenmusik auf's Neue begann, verstummte das Jubeln und Rufen, und das Stück nahm seinen Fortgang, bis zum Ende vom lebhaftesten Applaus und von Ausrufen des Entzückens begleitet.

Und nun, da es zu Ende war, nahm Wilhelm von Humboldt den Arm Lottens, um sie hinaus zu führen, Schiller folgte ihnen mit Zelter. Sie waren ein wenig später gegangen als das übrige Publikum, „denn, sagte Schiller lächelnd und fast beschämt, ich möchte nicht so durch das Theater hingehen. Ich bin ein wenig scheu, als wäre ich ein junges Mädchen, und es ängstigt mich,

wenn die Blicke Aller so auf mich gerichtet sind, und darum möchte ich zurück bleiben, bis das Haus sich geleert hat."

Nun gingen sie nach dem großen Ausgangsthor. Da, vor demselben blieb Humboldt mit Lotten stehen.

Gehen Sie voran, Schiller, sagte er lächelnd, wir folgen Ihnen.

Er that es, ohne zu wissen und zu bedenken, weshalb. Die beiden Theaterdiener, die neben der großen Thüre standen, rissen mit einem hastigen Ruck die Thüre auf, wie sie die große, stolze Gestalt daher kommen sahen, die Göttergestalt Schiller's, und neigten sich tief vor ihm zur Erde. Er dankte lächelnd und freundlich nach beiden Seiten hin und trat hinaus, hinaus in den hellen Maiabend.

Ein Glück war es für Berlin, daß just an demselben Abend der Mond am Himmel stand und daß es hell war fast wie am Tage, denn ganz Berlin schien versammelt zu sein auf dem großen Platz vor dem Opernhause. Ganz schwarz war es ringsum an den Ausgängen, und Schiller blieb betroffen einen Moment stehen und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Da schritt Zelter an ihm vorüber und hinein in den dichten

Haufen. Ein paar Worte sagte er links und rechts, und auf einmal, wie durch einen Zauber, schoben sich die Massen zurück und ließen ein Spalier frei. Schiller stand fast verlegen und ängstlich am Eingang dieses Spaliers. Aber Wilhelm von Humboldt, der hinter ihm war mit der Lotte am Arm, legte ihm sanft die Hand auf die Schulter.

Nun vorwärts, Freund, wir müssen nach Hause.

Und Schiller ging weiter, schritt durch das Spalier dahin.

Jetzt schrie das Publikum nicht und jauchzte nicht; diese ungeheuren Massen standen still, und unbeweglich blickten Alle hin nach der großen Gestalt, die fast eine Kopfeslänge sich über alle Häupter erhob, nach diesem mächtigen, bleichen Gesicht mit dem wallenden hellen Haar, und ein Schauer der Rührung und des Entzückens ging durch die Massen hin. Das ist Friedrich Schiller! Unwillkürlich flogen alle Mützen und Hüte nieder, und unbedeckten Hauptes, standen sie da, die Menschenmassen, und ließen durch ihre Reihen Friedrich Schiller dahin gehen, Alle die Augen, die Blicke zu ihm gewendet.

Er hörte es, wie sie murmelten zu beiden

Seiten: Das ist Friedrich Schiller! Und er sah es wohl, wie hier und da die Männer und Frauen ihre Kinder empor hoben und hindeuteten nach ihm und sagten: Seht, der da ist's! Das ist Friedrich Schiller!

Hinter ihm ging Lotte, tief geneigt das Haupt, Thränen stürzten über ihre Wangen nieder; aber es waren Thränen des Entzückens und der Freude. Und Thränen glänzten auch in den Augen des Dichters, der, aufwärts den Blick geheftet nach dem Monde hin, die Sterne grüßte und die Gottheit, und ihnen dankte für den Triumph dieses Abends.

8.

Berlin oder Weimar.

Schön und genußvoll waren alle diese Tage, welche Schiller in Berlin verlebte. Iffland, der begeisterte Anhänger des Dichters, that Alles, um ihm seine Stücke in der höchsten Vollendung vorzuführen. Jedesmal, wenn Schiller im Theater sich zeigte, jubelte ihm das Publikum entgegen und empfing und entließ ihn mit lauten Beifallsbezeigungen.

Prinz Louis Ferdinand war der Erste, der gleich am Morgen nach der Vorstellung der Jungfrau von Orleans zu Friedrich Schiller kam, um den Dichter zu begrüßen.

Es ziemt sich wohl, sagte er, es ziemt sich wohl, daß wir kleine Menschenkinder uns beeilen, dem großen Dichterkönig den Hof zu machen und ihm unsere Huldigungen darzubringen! Ich neige mein Haupt in Demuth vor Ihnen, Fried=

rich Schiller, und ich bin glücklich, daß ich Sie schaue! Denn mir ist es immer wie Gottesdienst, wenn ich dem Genius Aug' in Auge sehe, und Sie müssen mir zugestehen, das ist auf Erden ein Gottesdienst, den man nicht häufig haben kann! Ich habe Goethe gesehen, und ich sehe jetzt Schiller, und nun warte ich zufrieden, bis ich dort oben ihn selber schaue, den großen Genius, den Dichtergott Griechenlands, Apoll, den die Frommen Gott nennen, und von dem ich mit Goethe sage: „Ich habe keinen Namen für ihn!" Aber Sie kennen ihn besser, als wir Alle, Schiller! Ihnen hat er mitgetheilt von seinem Geiste und hat Ihnen die Geheimnisse des Herzens und der Seele verkündet! Ach, Schiller, wenn Sie wüßten, wie viel Thränen Sie mir schon gekostet haben, und wie oft Sie mich weich gemacht haben, daß ich geweint habe und zerknirscht in mich gegangen bin und mir gesagt habe: welch' kleines, erbärmliches Menschenkind bist du doch! Hast nichts gethan auf Erden! Bist nichts werth! Nie wird die Welt von dir nur ein Viertel von dem Großen und Schönen berichten, was sie von Schiller sagt! Und ich bekenne Ihnen das ohne Neid, Friedrich Schiller, ich freue mich Ihrer Herrlichkeit und

freue mich, daß Sie hier die Triumphe Ihres Genius erleben.

Schiller lächelte sanft zu den begeisterten Worten des Prinzen, und fast demuthsvoll neigte er sein Haupt. Mich erschrecken diese Triumphe, sagte er, und ich fühle der allgemeinen Anerkennung gegenüber nur, wie wenig ich geleistet habe, und wie wenig es dem entspricht, was ich leisten möchte! Wir sind Alle schwache Menschenkinder, und das Schönste, was wir zu geben vermöchten, kommt nicht aus uns selber, und wir wissen kaum davon! Aber bekennen muß ich's doch: ich freue mich dieser Tage! Ich freue mich auch Ihrer, Prinz Louis Ferdinand, Sie sind die Hoffnung Deutschlands, und die Jugend schaut zu Ihnen auf, als ihrem Retter, ihrem Helden!

Und die Jugend wird sich täuschen! sagte der Prinz, lebhaft das Haupt schüttelnd. Aber sprechen wir nicht von mir, ich bin Ihnen gegenüber nichts als ein andächtiges Menschenkind, das Ihnen huldigt, und das es sich als eine große Gunst und Gnade erfleht, daß Friedrich Schiller mein bescheidenes Haus mit seiner Gegenwart umglänzt! Sie sollen alle Ihre Freunde bei mir sehen, den Fichte, den Wolzogen, den Humboldt und den Zelter, und wir wollen

als die andächtigen Jünger zu den Füßen unseres Meisters seinen Worten lauschen!

Und es war ein schönes Fest, welches Prinz Ferdinand am nächsten Tage dem Dichter gab.

In diesen Tagen vergaß man selbst in Berlin am Hofe die Etiquette, und es fiel Niemand ein, daran zu denken, daß der Herzog von Weimar den deutschen Dichter geadelt hatte, und Niemand überlegte, daß er durch den Adel hoffähig geworden und Niemand sprach von Friedrich von Schiller. Friedrich Schiller ist da! das sagte man sich freudig von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; und nicht der Adel war es, der ihm die Pforten zu Schlössern und Palästen öffnete und ihm den Platz an der Tafel neben dem Prinzen Louis Ferdinand gab, es war der Genius, welcher Friedrich Schiller ebenbürtig machte den Größten dieser Erde.

Selbst die Frau Oberhofmeisterin von Voß vergaß, das adelige von vorzusetzen, als sie zu der Königin eintrat und mit einer tiefen Verneigung und sanft gerötheten Wangen sagte:

Eure Majestät, der Dichter Friedrich Schiller ist im Vorzimmer, wie Eure Majestät befohlen haben zur Audienz!

Da erhob sich die Königin vom Divan

und eilte selbst nach der Thür hin, und die Oberhofmeisterin war diesmal nicht empört über den unerhörten Verstoß gegen die Etiquette, sie öffnete die Thür und winkte den Dichter hinein und zog sich dann zurück, indem sie die großen Augen aufhob zu der hohen Gestalt des Dichters, der langsam an ihr vorüberschritt in das Gemach hinein.

Nun hatte also die Königin ihren Wunsch erreicht, da war der große Dichter, dem sie so viele Stunden der Erhebung, des Entzückens, der Freude dankte. Sie konnte ihm Aug' in Auge sehen, sie konnte ihm die Hand darreichen. Und sie that es, sie drückte seine Hand in der ihren, die Hand, die soviel Herrliches geleistet für Deutschland und für jeden Einzelnen! Das sagte sie ihm und schaute ihn an mit den schönen Augen, in denen Thränen glänzten.

Schiller, ich danke Ihnen, und glauben Sie mir, das kleine Wort sagt mehr, als lange Reden es thun könnten, ich danke Ihnen! In den schönsten Momenten meines Lebens, in den Augenblicken der höchsten Erregung, da ist mir oft ein Wort von Ihnen eingefallen, und es schien mir, als wäre das Wort der Duft der Blume, die in meinem Herzen aufgeblüht ist! Was wir

denken und empfinden, wir anderen Menschenkinder, das verstehen Sie in Worte einzukleiden. Und weil Sie es so wahr thun, darum ergreift es unser Herz, als käme es aus uns selber! Ich danke Ihnen, Friedrich Schiller!

Er sah sie an mit dem tiefen stillen Lächeln, das ihm eigen war, und das sein Antlitz verklärte, wie der Sonnenstrahl das Meer verklärt, dessen Stürme ausgetost haben und das nun ruhig ist.

Sie müssen recht glücklich sein, Schiller, sagte die Königin im Laufe des Gespräches, ja, recht glücklich! Ich denke mir, Ihr Leben ist wie ein schöner Sommertag, und da sind Blumen erblüht und Rieseneichen aufgesproßt, und was aus diesen Blumen duftet und aus den Eichen rauscht, das haben Sie der Welt gesagt. Nicht wahr, Schiller, Sie sind sehr glücklich?

Er sah sie an mit seinen großen Augen und schüttelte sanft das Haupt. Ja, Königin, glücklich, in sofern, als auch Schmerzen, wenn sie überwunden, Glück gewähren.

Sie haben also auch gelitten? fragte die Königin lebhaft.

Majestät, wer auf Erden ist, leidet, und ich meine, die kennen das Glück nicht, die nicht

auch das Unglück kennen gelernt haben. Ja, ich habe gelitten, viel und schwer gelitten; aber wer nicht das Leiden kennen gelernt hat, kennt auch nicht den Genuß. Und der höchste Genuß ist der, glaube ich, wenn man in Hitze und Staub, in Sturm und Wind dahin geschritten ist, endlich eine behagliche, schattige Stelle zu finden, wo man niedersinkt, um auszuruhen und sich zu erquicken von den Mühseligkeiten des Daseins. Und das, Königin, ist mein Glück; ich habe meine Oase gefunden zum Ausruhen von allen Schmerzen.

Gott segne diese Oase, rief die Königin, sie gehört einem Dichter, auf den ganz Deutschland stolz ist, und den unsere Kinder und Kindeskinder noch lieben und verehren werden! Und meinen Sie nicht, Schiller, fuhr die Königin fort, ihm fragend in das Antlitz schauend, meinen Sie nicht, daß diese Oase immer mit Ihnen geht, wohin Sie gehen, und daß sie in Ihnen ruht?

Schiller nickte. Das meine ich wohl. Ruhe und Friede ist nur, wenn man diese Oase in sich, im Herzen trägt.

Es freut mich das zu hören! rief die Königin. Ich fürchtete schon, Sie meinten, nur in Weimar gebe es für Sie Schatten und ein stilles Ruheplätzchen, und ich würde mich so freuen, wenn

Ihre Oase auch einmal in Berlin für Sie aufgerichtet werden könnte. Was ich dazu thun kann, soll geschehen, denn ich möchte so gern etwas für Sie thun, Schiller! Man fühlt sich gar so arm, wenn man für alles Schöne, was man empfängt, so gar nichts wiedergeben kann.

Schiller blickte ihr tief in's Angesicht, und ihre Augen, die sich begegneten, grüßten sich mit dem tiefen Blick des Erkennens und Empfindens.

Sie haben mir viel gegeben, Königin, denn Sie gaben mir diesen Moment, ich werde ihn nie vergessen!

Er reichte ihr die Hand und küßte sie, und sie nickte ihm zu. Kommen Sie, ich will Sie zu meinem Manne führen, der sehnt sich danach, Sie zu sehen und Ihnen seinen Dank zu sagen.

Sie schritt vor ihm her durch die anstoßenden Gemächer zu dem Cabinet des Königs.

Da bringe ich Dir Friedrich Schiller, rief sie dem König entgegen. Und Friedrich Wilhelm nickte ihm freundlich zu und wandte sich dann an seine Gemahlin.

Nun, das ist doch für Dich ein schöner Moment, sagte er, nicht wahr, Louise? Muß Ihnen nur sagen, Herr Friedrich Schiller, daß sich die Kö-

nigin lange danach gesehnt hat, Sie zu sehen, und mir ist es auch lieb, daß ich Sie hier in Berlin begrüßen kann. Haben Großes und Schönes für uns Alle gethan, und ich freue mich, daß das Publikum so dankbar gegen Sie ist.

Und ich, sagte Schiller, ich habe mich bemüht, dem Publikum wiederum meinen Dank auszusprechen, indem ich versuche, einiges Neue und Tüchtige zu leisten.

Haben also schon wieder etwas Neues begonnen? fragte der König und hörte aufmerksam zu, als Friedrich Schiller nun erzählte, daß er bereits mit einer neuen Tragödie beschäftigt sei, und daß er, sobald er nach Weimar zurückgekehrt, die Ausführung der neuen Tragödie Demetrius beginnen werde.

Die Königin lächelte. Beginnen Sie nicht sogleich, warten Sie ein wenig, und wenn Sie meinen Wunsch erfüllen wollen, der auch der des Königs ist, so schreiben Sie Ihren Demetrius nicht in Weimar, schreiben Sie ihn in Berlin! Ich bin ehrgeizig für unsere Hauptstadt Berlin, und ich möchte, daß nach Jahrhunderten sich die Berliner das Haus zeigten, in welchem Friedrich Schiller seine Tragödien geschrieben.

Der König nickte. Mein Cabinetssecretär wird

darüber mit Ihnen sprechen. Hoffe, daß wir Sie bei uns sehen.

Und der Cabinetssecretär Beyme sprach am nächsten Morgen wirklich mit Schiller. Er sagte ihm, daß der König und die Königin wünschten, ihn in Berlin zu fesseln, und aus der Chatoulle des Königs im Namen des Herrscherpaares bot der Cabinetssecretär ihm eine lebenslängliche Pension von dreitausend Thalern, dann zu seinem täglichen Gebrauch eine königliche Equipage und zugleich die Aussicht auf einen Sitz in der Akademie.

Der König und die Königin verlangen nicht, daß Sie sich sogleich erklären, sagte Beyme; sie bitten nur, daß Sie sich's überlegen und von Weimar aus Ihre Entscheidung mittheilen.

Schiller neigte dankend das Haupt. Zu solch' großer Entscheidung gehört allerdings Zeit und Ruhe, die ich hier nicht habe, und da es mir erlaubt ist, will ich warten, bis ich zurückgekehrt bin in mein kleines Tusculum. —

Und als er heimkehrte und wieder eintrat in sein stilles, bescheidenes Kämmerlein, wo der einfache Schreibtisch am Fenster stand und das Spinett drüben an der Seite mit der Guitarre seiner Lotte darauf, und als ihn alle die alten be-

kannten Gegenstände wieder angeschaut, da war's ihm doch, als wäre er heimgekehrt in seine eigentliche Welt, und er athmete tief auf, setzte sich nieder auf den harten Lederstuhl, der zwischen Ofen und Klavier stand, und gedachte der Tage in Berlin und der glänzenden Anträge des Königspaares.

Freilich ist es schön dort und schmeichelt es meiner Eitelkeit, mich so geehrt und ausgezeichnet zu sehen. Auch lebt es sich in Berlin bequem und angenehm, und die große, persönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben thut Einem wohl. Hier ist Alles eingeengt in kleinliche Formen, Jeder beobachtet den Andern und sucht seine Stellung ihm gegenüber zu wahren. Aber es lebt sich doch schön und friedlich hier, und dann, mir thut das Herz weh, wenn ich daran denke, daß ich leben soll ohne Goethe, ich kann's nicht! Und darf auch nicht undankbar sein gegen Carl August. Lotte! rief er, plötzlich vom Fenster aufspringend, Lotte!

Er ging in die Kammer, und schaute durch das kleine Dachfensterchen hernieder, denn er wußte wohl, daß an dem schönen Tage Lotte mit den Kindern im Garten spielte. Lotte, ich bitt' Dich, komm' einmal herauf zu mir!

Sie küßte die Kinder und kam dann eilig herauf. Was giebt es, Schiller, brennt es? fragte sie lächelnd.

Ja, rief er freudig, es brennt in meinem Herzen, und es giebt, daß ich meine, ich könne das liebe, kleine, klatschsüchtige Weimar gar nicht verlassen.

Mir ist schon längst so, sagte Lotte, seit wir hier sind. Die Heimath hat einen Zauber, dem man nicht widerstreben kann, selbst wenn die Vernunft dagegen streitet.

Und was streitet denn die Vernunft?

Lotte zuckte die Achseln. Sie sagt, daß Schiller eigentlich berufen sei, in einer großen Stadt und in großen Verhältnissen zu leben, und fügt ganz praktisch hinzu, daß dreitausend Thaler fester Gehalt mehr sind als achthundert, und deutet auf die Kinder hin, die wir haben.

Und spricht von den anderen, die noch kommen können! sagte Schiller und legte seinen Arm um die etwas entstellte Gestalt der erröthenden Frau. Ja wohl, sie hat recht, die Madame Vernunft, aber wir haben auch recht, wenn wir ihr widerstreben. Ich zerreiße sehr ungern alte Verhältnisse, und es erschreckt meine Bequemlichkeit und Kränklichkeit, mich in neue Verhältnisse zu be-

geben. Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Haus. Und dann, Lotte, habe ich auch Verbindlichkeiten gegen den Herzog. Ich könnte mich freilich auf gute Art von ihm losmachen, aber es würde mir entsetzlich weh thun, zu gehen.

Und dann wird's Dir auch weh thun, von Goethe fort zu gehen, nicht wahr? fragte Lotte zu ihm aufschauend.

Das ist mein eigentlicher Grund, der Goethe.

Und ich freue mich, wenn Du ihn von ganzer Seele liebst, sagte Lotte; es ist so schön, Euch Beide vereint zu sehen, und es wäre traurig, wenn dies heilige Band der Freundschaft um solcher Aeußerlichkeiten zerrissen werden sollte! Und dann, dreitausend Thaler geben sich in Berlin immer schneller aus wie hier die Hälfte, und darum habe ich schon gedacht, Schiller, wenn Du dem Herzog Carl August schriebst —

Und ihn bäte, setzte Schiller hinzu, mein Gehalt um vierhundert Thaler zu erhöhen, so hätte ich ungefähr die Hälfte, was man mir in Berlin bietet, und ich hätte genug.

Sie nickte. Das meine ich, und Du hast gesagt, was ich gedacht habe. Wenn der Herzog Dir vierhundert Thaler zulegt, haben wir mit

dem Gelde, was Du Dir verdienst, genug für uns und unsere Kinder.

Und so soll's sein! sagte Schiller freudig. Ich will sogleich an den Herzog schreiben und ihm ehrlich und offen die Sache vorstellen. —

Und ehrlich und offen meldete Schiller dem Herzog den Antrag aus Berlin und seine Bitte. Am andern Tage schon empfing Schiller die Antwort; eigenhändig schrieb der Herzog, daß er freudig die Wünsche des Dichters erfülle und ihm die vierhundert Thaler Zulage auf Lebenszeit gewähre. „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie so handeln würden. Empfangen Sie, mein Freund, meinen wärmsten Dank! Ich freue mich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können!"*)

Lotte hatte Schiller selbst den Brief herein gebracht in sein Studirzimmer, und sie schaute zu ihm auf, während er las, und aus seinem Antlitz las und verstand sie die Antwort des Herzogs. Wir bleiben also? fragte sie, sich an ihn schmiegend, wir bleiben also in Weimar, in unserer lieben Heimath?

Ja, sagte er, wir bleiben in unserer lieben

*) Siehe: Johannes Scherr, Schiller und seine Zeit. Band III.

Heimath, bis wir aufsteigen in unsere Heimath dort oben! Wir sind nun gesichert, Lotte, gesichert für das ganze Leben, und können vielleicht noch für unsere Kinder eine kleine Summe zurücklegen. Ich möchte wohl, daß sie die Noth des Lebens nicht so kennen lernten, wie ich's gethan. Möchte ihnen ein paar Blumen auf dem Lebensweg zurücklassen, damit ihr Fuß leichter dahin schreite und nicht so von Dornen zerrissen werde, wie's der meine oft war. Wir haben hier unsere Heimath, Lotte, für immerdar, und wenn ich nur noch bis zu meinem fünfzigsten Jahre lebe, so hoffe ich, daß ich der Welt noch Großes und meinen Kindern ein kleines Vermögen schaffen kann."*)

*) Schiller's eigene Worte. Siehe: Johannes Scherr, Friedrich Schiller und seine Zeit. Band III.

9.

Die Heimkehr.

Vor einem der kleinen comfortablen Häuser in der Jägerstraße hielt ein Reisewagen an, hoch mit Koffern und Schachteln bepackt. Oben auf dem Kutschbock saß ein Diener und eine Kammerjungfer, und der Postillon blies sein Lied: „Es zogen drei Burschen zum Thore hinaus,“ blies es immer fort, während der Kutscher schon hielt und der Diener und die Kammerjungfer vom Bocke herunter kletterten, um den Wagenschlag zu öffnen und dem jungen Ehepaare, welches in dem Wagen saß, beim Aussteigen behülflich zu sein. Indessen sprang der junge Mann heraus, reichte der schönen, jungen Dame seine Hand und führte sie am Arm in das Haus. Da stand knixend auf dem Vorflur eine alte Dame, welche

sich selber als die engagirte Wirthschafterin bezeichnete, und da war auch die Köchin und die neu engagirten Kammerdiener, welche sich unterthänigst verneigten und sich selber vorstellten. Das junge Paar nickte ihnen fröhlich den Willkommengruß, und die Wirthschafterin schritt ihnen voran die mit Teppichen belegte Treppe hinauf nach dem ersten Stockwerk. Die junge Frau blieb stehen auf dem Absatz der Treppe und schaute sich um, hinunter auf den Vorflur, der mit Guirlanden und Blumen geschmückt war, hinauf zu dem Corridor, der die Treppe begrenzte und prächtig mit Blumen und Festons verziert war.

Nun, meine theure Pauline, fragte der junge Mann mit einem feinen Lächeln, bleibst Du stehen vor des Königs Thür, und wie es im Märchen heißt, es liegen vier große Hunde davor?

Sie lachte hell auf. Mag sein, mein lieber Kurt, es ist mir, als träte ich in ein Zauberschloß, und da stockt mein Fuß ein wenig, denn ich weiß nicht, ob nicht heimliche Netze ausgespannt sind, die mich zu Falle bringen oder mich zur Gefangenen machen.

Ich möchte die Netze sehen, die Dich zur Gefangenen machen! lachte der junge Mann. Nun

komm, die Hunde vor des Königs Thür werden doch weichen, wenn Deine glühenden Blicke sie anschauen.'

Sie lachten Beide und sprangen den zweiten Absatz der Treppe hinauf. Da oben stand die alte Wirthschafterin mit feierlicher Miene und hielt ein kleines Bouquet in der Hand. Sie trat näher und declamirte ein schönes Gedicht, in welchem viel von Hausgöttern und von Glück, Frieden, Segen und Elternliebe die Rede war.

Aber mitten in dem pompösen Vortrag unterbrach sie der junge Mann: Meine Liebe, lassen Sie das, wir kennen solch' heuchlerische Gratulationen genug und finden kein Gefallen daran.

Die junge Frau sah ihn mit einem strafenden Blick an und legte die Hand auf die Schulter der alten Wirthschafterin. Nicht böse sein, Anna Margarethe, wir kennen uns ja von Jugend auf! Hast mich auf dem Arm getragen, da ich ein kleines Kind war. Und es ist eine recht liebe Ueberraschung von der Mama, daß sie mir meine liebe Anna Margarethe zur Wirthschafterin gegeben hat. Ich danke Dir für Deinen schönen Wunsch, und ich bitte Dich, bete für mich Morgens und Abends, ich glaube, es wird besser

sein, als wenn ich selbst bete. Und nun gehe und besorge uns ein recht hübsches Frühstück!

Ist schon servirt, sagte die alte Frau, den Kopf neigend und kaum die Thränen verbergend, der Courier ist ja schon vor vier Stunden angekommen und hat die Ankunft der Herrschaften gemeldet.

Nun geh', Paula, und mache Deine Toilette! bat Kurt Wiesel.

Nein, sagte die junge Frau, zuerst führe mich durch das Haus, ich muß dein Brautgeschenk kennen lernen, damit ich mich auch dafür bedanken kann bei Dir.

Er bot ihr den Arm, und sie flatterten wie ein Paar lustige Vögel den Corridor hinunter und lachten und schäkerten. Aber das Lachen war nicht herzlich, und das Schäkern hatte ein wenig von dem spöttischen Ausdruck, welcher Herrn Wiesel eigen von Jugend auf gewesen. Er stieß mit dem Fuß die prächtige, weißlackirte vergoldete Thür auf und führte sie in den Saal.

Oh wie schön das ist! rief Pauline, sich umschauend.

Es wird erst schön! sagte Wiesel, und das alte kalte Lächeln zuckte wieder um seine Lippen, es wird erst schön, wenn Du dort auf dem kleinen

Divan thronst, denn ich habe dem Decorateur ausdrücklich den Befehl gegeben, in der Mitte des Salons eine Art Thron zu errichten. Du siehst es, er hat Wort gehalten. Zwei Stufen führen zu dem Stuhl hinauf, und da sollst Du, Königin meines Hauses, thronen und sollst die ganze elegante Welt Berlins sehen. Und ich will hinter diesem Throne stehen und lachen, lachen über die verliebten Schäfer, welche zu Deinen Füßen knieen und vergebens flehen und flöten um einen Blick, einen Händedruck! Es wird reizend sein, Pauline, und ich freue mich schon jetzt über die Maßen darauf! — Er brach in ein lautes Lachen aus, das seltsam durch den Saal hallte. Die erste Musik, welche in demselben ertönte, die Musik des Spottes und der Bosheit!

Pauline schrak in sich zusammen und antwortete nichts. Schnell ging sie durch den Saal dahin und trat ein in das nächste Gemach, das in einem andern Styl decorirt und nicht minder reizend und elegant als der Salon war.

Dies hier ist Dein Wohngemach, Königin des Hauses. Hier wirst Du les amis intimes empfangen, diejenigen, auf welche ich eigentlich eifersüchtig sein müßte, und für die ich doch ein

Auge zudrücken muß, um mit dem andern den Spaß des Lebens zu sehen.

Es ist ein wunderschönes Gemach! sagte Pauline mit leiser, zitternder Stimme. Wie prächtig Du doch Alles hast für mich einrichten lassen, Kurt! Ich erkenne daran recht Deine Liebe und Aufmerksamkeit, und ich danke Dir von Herzen für das herrliche Brautgeschenk, das Du noch zwei Jahre nach unserer Ehe mit so zuvorkommender Güte mir bereitet hast. Das ganze Haus scheint mir wie ein Schmuckkästchen zu sein, so sauber, so zierlich und so elegant zu gleicher Zeit!

Es ist weiter nichts, als die goldene Fassung des köstlichen Edelsteins, den ich mein Eigen nenne, sagte Wiesel pathetisch, und sein junges Weib schaute ein wenig scheu zu ihm auf, wußte nicht, ob er jetzt im Ernst sprach, oder ob es wieder Hohn und Spott sei. Aber er nickte ihr zu. Zweifle nicht daran, Pauline, Du weißt, daß ich Dich bewundere.

Ich wollte lieber, daß Du mir sagtest, Du liebtest mich. Es wäre mir lieber als alle Bewunderung, welche die Gecken und Laffen, die zu meinen Füßen liegen, mir genug spenden, wenn Du ein wenig Liebe für mich fühltest, oder vielmehr recht viel Liebe! Ich glaube, es hätte aus

mir ein ganz vortreffliches, zärtliches Weib werden können. Aber Du hast meine Liebe hinweg gespottet, Kurt! Doch nein, wir wollen jetzt nicht davon sprechen, laß mich jetzt das ganze Haus sehen, die Morgengabe Deiner Liebe.

Und sie ging weiter durch alle Gemächer; es waren nicht viele, denn es war eins der kleinen Häuser in der Jägerstraße, die nur für eine Familie bestimmt waren und daher den Comfort einer Häuslichkeit, die Ruhe und den Frieden darboten, wie sie nie in den großen Kasernenhäusern, wo man sich zwischen unten und oben in einer Etage einrichtet, zu finden sind. Sie beschauete sich Alles, auch die prächtig eingerichtete Küche mit der Vorraths- und Speisekammer, und stieg sogar hinunter in den Keller, in welchem auf langen Regalen die verschiedensten Weinsorten aufgestapelt lagen.

Es ist wunderbar und reizend, sagte Pauline, als sie nun wieder hinauf stiegen an das Tageslicht und sich in den Eßsaal begaben, um zu dejeuniren. Seit zwei Jahren leben wir schon im Reisewagen, jetzt auf einmal ist es, als erwache ich aus einem Traum in dem Reisewagen und befinde mich nun in einem Feenschloß!

Und dieses Feenschloß soll mein sein? wirklich mein?

Er nickte. Ist Dein! Ist mein Dank für diese zwei Jahre des Glückes und des Genusses, die ich an Deiner Seite verlebte. Denn es waren zwei köstliche Jahre, und ich muß Dir sagen, Pauline, daß ich nie so viel Amusement gehabt habe, als in diesen zwei Jahren. Aber nun laß uns für eine Viertelstunde ganz ruhig sein und unser Dejeuner einnehmen! Beim Essen darf man nicht sprechen, man muß genießen.

Sie schwiegen Beide, ließen sich nieder in den bequemen Polstern, die um einen niedrigen Tisch standen, schlürften ihre Chocolade und nahmen einiges von dem Backwerk und den Confituren dazu, die auf silbernen Tellern auf demselben lagen. Dann führte der junge Mann Pauline wieder hinauf in ihr Wohnzimmer.

Und nun setze Dich hier auf den Thron, meine schöne Pauline, und Einen Vorzug will ich doch vor Deinen anderen Anbetern haben: ich will der Erste sein, der hier vor Dir kniet.

Er drückte sie sanft in den Sessel und beugte mit spöttischem Lächeln ein Knie vor ihr. Königin der Unschuld, Königin der Güte, ich grüße Dich! sagte er. Möge Dein Leben ruhig und

blumenduftend sein, mögest Du recht viele Herzen brechen, mögest Du recht viele Triumphe erleben und am Abend Deiner Tage mit frohem Muthe ausrufen: „Nach mir die Sündfluth, ich habe gelebt und geliebt!" Das ist der Segen, Pauline, mit welchem ich Dir das Haus übergebe, und ich hoffe bei Deinem Verstand und Herzen, daß Du ihm Ehre machen wirst.

Sie lachte laut auf. Das heißt, daß ich Dir recht viel Schande mache und meiner Familie dazu. Und ich muß Dir sagen, Kurt, ich zweifle selber nicht daran. Es ist Dir gelungen, Du hast das Problem, um dessentwillen Du mich geheirathet, gelöst, Du hast Dein Meisterwerk vollbracht. Und dieses Meisterwerk ist eine Teufelei. Du hast aus einem glühenden, unschuldigen Mädchen ein altes, erfahrungsreiches Weib gemacht, das an nichts mehr glaubt, weder an Liebe noch an Haß, der nichts mehr heilig ist, und die mit Dir sagt: Nach mir die Sündfluth, ich will leben und genießen! Und so soll's nun sein, Kurt, und wir werden ja sehen, wie das Ende sein wird. Aber das sage ich Dir vorher und das vergiß nicht, Kurt, Du bist der Teufel meiner Teufeleien, Du bist die Schlechtigkeit meiner Schlechtigkeiten und die Schande meiner

Schande. Das merk' Dir, und ich werde ein lustiges, vergnügtes Leben führen, so lange wie's geht. Wie lange unsere Mittel reichen, danach frage ich nicht, denn dafür hast Du zu sorgen. Aber ich bin dessen gewiß, daß ich im Sterben schaudernd werde auf dies lustige Leben schauen, und dann, Kurt, werde ich zu Gott gehen und Dich anklagen, und es wird meine Schuld auf Deine Seele fallen. Das vergiß nicht, Kurt!

Er lachte laut auf. Glücklicherweise giebt es keinen Gott, meine allerschönste Philosophin, und was Deinen Fluch im Sterben anbetrifft, so bist Du keine Kassandra und kannst nicht wissen, ob Du nicht als Lais oder als Phryne, mit dem Becher in der Hand, rosenbekränzt, mit einem Lächeln auf der Lippe stirbst. Mein Kind, das sind so die letzten Phantasien Deiner Champagnerunschuld, die zuweilen noch aufrauscht mit ein paar kohlensauren Blasen. Ich rühme mich, Dein Lehrmeister zu sein, und ich freue mich dessen! Du hast viel profitirt. Damals, als Du aus Eigensinn und Wuth gegen Deine anderen Freier mich begnadigtest mit Deiner Hand, da dachte ich mir, daß sich aus Dir etwas machen ließe, und daß ich wirklich das Problem an Dir studiren könnte, ob ein junges, unschuldiges Mädchen

in zwei Jahren wohl zu einer bezaubernden Lais, oder zu einer coquetten Aspasia sich umwandeln ließe. Ich habe Dich daher die Männer- und die Frauenwelt kennen gelehrt. Ich habe Dir von Deinen Idealen die Schleier weggezogen und Dich die nackte Wirklichkeit sehen lassen. Anfangs bist Du davor erröthet, nachher hat Dir's Spaß gemacht. Ich habe aber auch Deinen Geist gebildet, und wenn Du fortgingst als ein ziemlich unwissendes Kind, kommst Du als eine Wissende in jeder Hinsicht zurück. Du hast Dich dafür bei mir zu bedanken. Du bist ganz dazu gemacht, die Männer zu bezaubern, die Frauen zu ärgern, und Du wirst Dein Werk glänzend durchführen.

Ja, ich werde es! sagte sie mit einem lauten Lachen, das vielleicht nur so laut war, um ihr Schluchzen zu unterdrücken und die Thränen, welche ihr in die Augen getreten waren, zu erklären. Ja, ich werde es, ich freue mich darauf, recht viel Unglückliche zu machen, recht viel Seufzer um mich zu hören und recht viel boshafte Blicke der tugendhaften Frauen und der sittsamen Jungfrauen zu sehen. Kurt, es wird ein Vergnügen für uns Beide sein, so in der Gesellschaft da zu stehen und Alles zu verspotten und zu verhöhnen,

an nichts mehr zu glauben, und doch mit einem süßen Lächeln uns den Anschein zu geben, als wenn wir Alles glaubten. Nicht wahr, Kurt, es wird ein Vergnügen sein, daß die Teufel in der Hölle darüber lachen und die Engel im Himmel weinen werden?

Und sie lachte immer lauter und heftiger, so heftig, daß es ganz natürlich war, daß ihr die Thränen an den Wangen niederflossen.

Ja, sagte er, es wird ein ausbündiges Vergnügen sein. Zwar glaube ich nicht, daß die ehrsame Frau Mama und der hochehrbare Herr Papa Geheimrath ein besonderes Gefallen daran finden werden, aber das wird auch eins unserer Vergnügen sein, mit diesen ehrsamen, tugendhaften Leuten ein wenig zu streiten. Und ich denke auch tragische Scenen in diesem Lustspiel des Lebens zu haben, welches dadurch erst pikant wird. Es war ein rechter Rückfall von Dir, Pauline, daß Du durchaus begehrtest, daß wir Papa und Mama davon benachrichtigen, daß wir heute in Berlin eintreffen, damit sie uns recht bürgerlich an der Hausthür empfangen und die Heimgekehrten umarmen und segnen. Eine große Familienscene mit Rührung und Thränen! Ich danke dafür!

Hast recht, lachte sie, es war ein Rückfall in meine empfindsame Mädchennatur. Ich dachte es mir recht hübsch, wenn die liebe Mama mich in ihre Arme drückte und zu mir sagte: „Gott segne Dich, mein Kind!" Es ist das der Ton, wonach ich mich oft gesehnt habe, und zuweilen war's mir, als müßte ich von der ganzen lustigen Welt weglaufen und zu der Mutter hin und zu ihr sagen: „Mama, behalt' mich da an Deinem Herzen, laß mich nicht wieder fort es ist an Deinem Herzen viel besser, als an dem Herzen meines Mannes." Nicht wahr, Kurt, das war recht thöricht, und darum hast Du recht gethan, wenn Du darauf bestandest, wir wollten unsere Eltern überraschen und sie sollten durchaus nicht wissen, daß wir hier wären.

Gewiß habe ich recht gethan. Es giebt auf der Welt keine größere Tyrannei, als die der Verwandtschaft, und ich bin fest entschlossen, dieselbe in keiner Weise zu dulden. Wir werden Deine Eltern überraschen, das heißt, wir werden nach ein paar Tagen, wenn wir unsere Visiten so weit beendet haben, bei ihnen vorfahren, den Bedienten mit einer Karte hinauf schicken und fragen lassen, ob die Herrschaften uns annehmen.

Kein Wort weiter! rief sie, das kann nicht sein! Das ist unmöglich! So weit kann Deine Herzenskälte und Deine Lebensklugheit nicht gehen, daß wir bei unseren Eltern wie bei Fremden vorfahren.

Sie geht so weit, meine allerschönste Schülerin! sagte Wiesel, leicht sein Haupt neigend. Ja, wir werden es machen, wie ich es gesagt habe.

Das werden wir nicht! rief sie heftig. Du hast aus mir ein schlechtes und verworfenes Geschöpf gemacht, aber so weit soll's nicht gehen, daß ich meinen Vater und meine Mutter nicht begrüßen sollte nach zwei Jahren der Abwesenheit. Sie haben edel und großmüthig an mir gehandelt, sie haben mir nicht nur eine schöne und glänzende Mitgift gegeben, sie haben auch, da wir in Paris so sehr viel Geld brauchten und immer noch nicht ausreichten, zehntausend Thaler nachgeschickt, und wir haben sie auch vergeudet und auf's Neue Geld gefordert, und Papa hat mir auf's Neue Geld geschickt. Und nun willst Du, da wir heimkehren, nicht einmal, daß wir sogleich zu ihnen eilen und ihnen danken?

Das fehlte auch noch! sagte Wiesel achselzuckend. Dankbarkeit ist eine der größten Thor-

heiten der schwachen und feigen Menschen. Warum sind Deine Eltern so thöricht gewesen, daß sie uns so viel Geld nachgeschickt haben? Es wird schon eine Zeit kommen, wo Du ihnen einen Vorwurf daraus machst, und heute willst Du ihnen dankbar sein für die thörichte Zärtlichkeit, mit welcher sie das Geld verschwendet haben an uns Verschwender? Nein, mein Kind, dergleichen Regungen verbitte ich mir ganz und gar. Ich will nicht solche Fesseln, und mich nicht von ihnen einschnüren lassen zu solchen devoten und schönen Redensarten!

Und ich, rief sie, heftig mit dem Fuß auf die Erde stampfend und mit flammendem Gesicht ihn anschauend, und ich will mich nicht in Fesseln schlagen lassen, daß ich nicht thue, wozu mein Herz mich treibt.

Dein Herz! rief er mit lautem Lachen, regt sich das Ding immer noch in Dir? Bist immer noch nicht klug geworden? Und dieses Ding, was Du Herz nennst, ist es immer noch nicht abgestumpft? Rede mir nicht von Deinem Herzen! Das Ding, was da schlägt und pulsirt, ist ein Organ, welches Dein Blut bereitet und durch die Adern treibt, es hat nichts zu schaffen mit

Deinem Empfinden, mit Deinem Lieben und Hassen! Ich mag solche banale Redensarten aus einem so schönen und klugen Munde nicht hören. Was aber Deine Eltern anbetrifft, so fahren wir in vier Tagen bei ihnen vor und machen Visite.

Und was meine Eltern anbetrifft, rief sie zornig und flammend wie eine Tigerin, so bleibt es dabei, ich gehe heute und sogleich zu ihnen! Und ich will den sehen, der mich daran hindern will!

Du sollst ihn sehen, meine theure Pauline, sagte er mit kalter Ruhe, ich bin's!

Das wollen wir einmal versuchen! Ich gehe!

Du gehst nicht! rief er, mit einem Satze ihr, die durch das Gemach flog, nachspringend und sie an beiden Armen festhaltend. Du gehst nicht, meine allerschönste Pauline, Du bleibst, wie es einer zärtlichen Gattin geziemt, Du bleibst bei Deinem Gemahl.

Ich bleibe nicht! rief sie zornig, immer bemüht, ihre Hände von den seinen los zu machen. Aber er hielt sie fest umklammert und schaute ihr in das glühende und zuckende Antlitz.

Du bleibst! sagte er langsam; ich will die

letzten Wurzeln dieser thörichten Empfindsamkeit aus Deinem Herzen reißen. Ich sehe, meine Erziehung war noch nicht vollendet, in dieser Stunde vollende ich sie. Du sollst eine Weltdame werden, das allein ist der Weg zum Glück. Du sollst eine Frau sein, welche kein Herz hat, weil sie mit Herzen spielt, das allein ist der Weg zum Vergnügen. Du sollst keine Empfindsamkeit, keine Zärtlichkeit, keine Liebe kennen, das allein ist der Weg, um sich an der Empfindsamkeit, dem Lug und Trug der sogenannten Liebe und Zärtlichkeit zu amüsiren, und darum gehst Du nicht zu Deinen Eltern! Du bist mein Weib!

Das heißt, schrie sie wüthend und mit Thränen, die wie Bäche aus ihren Augen niederflossen, ich gehöre dem Teufel, und ich bin der Hölle verfallen!

Eine allerliebste Hölle! sagte er laut lachend, eine Hölle mit Blumen und Brillanten und seidenen Roben und indischen Shwals decorirt! Eine Hölle, wo auf der duftenden Tafel die köstlichsten Speisen und die herrlichsten Weine in goldenen Pocalen glänzen! Eine Hölle, wo zu den Füßen der angebeteten Pauline die Schaar der demüthigen Cavaliere liegt, die ihr Geschenke nnd

Schmeicheleien und Herzen als Liebesopfer darbringen. Eine solche Hölle ist wahrhaftig werth, mit einem Himmel erkauft zu werden.

Kurt, laß mich zu meinen Eltern! rief sie, mit der Angst einer Gefangenen umherblickend, ich bitte Dich, behalte Dein Haus, behalte alle Deine schönen Sachen, auch Alles, was mein ist! Laß mich frei! Jetzt ist es vielleicht noch Zeit! Es überfällt mich in dieser Stunde eine furchtbare Todesangst! Es ist mir, als ob ich eben sterben müßte, und als ob ich mich noch retten könnte, wenn ich zu meinen Eltern zurückkehrte! Ich beschwöre Dich, Kurt, laß mich zu meinen Eltern! Gieb mich auf!

Sie wollte zu seinen Füßen niedersinken, er aber fing sie auf in seinen Armen und drückte sie mit Leidenschaft an sich.

Du bist ein Engel, ein bezauberndes Weib! sagte er; ich liebe Dich wie kein anderer Mann Dich lieben kann, ich bete Dich an, wie die Heiden ihr Idol anbeteten! Ich bin entzückt von Dir, wenn ich Dich sehe in Zorn und Haß! Ich möchte gleich zu Deinen Füßen sterben, oder Dich ermorden in der Inbrunst meiner Seligkeit! Oh, Pauline, Du bist ein bezauberndes Weib! Und

nie werde ich Dich aufgeben! Und nie wirst Du mich verlassen!

Und er erstickte ihr Flehen, ihre Thränen mit seinen Küssen, mit seinen Liebesbetheuerungen.

10.
Das Bild aus der Dachluke.

Es geschah, wie Kurt Wiesel gesagt hatte. Drei Tage erst nach ihrer Ankunft machte das junge Ehepaar in der prächtigen Staatscarrosse, welche Wiesel seiner Frau nebst den Pferden und dem reichen Silbergeschirr derselben als Brautgeschenk dargebracht, die üblichen Antrittsvisiten, und der erste Besuch galt dem Geheimrath von Cäsar und seiner Gemahlin, das heißt, den Eltern Paulinens.

Pauline war bleich und zitterte, und als der Wagen vor der Wohnung ihrer Eltern hielt, als der reich galonirte Diener vom Kutschbock sprang und in das Haus eilte, um die Herrschaft zu melden, da schrie sie laut auf und wollte aus

dem Wagen hinaus springen. Aber Wiesel hielt sie lächelnd fest.

Mein Kind, man muß niemals die Form verletzen, und es schickt sich, daß man sich anmelden läßt, bevor man hinein geht zur Visite.

Kurt, sagte sie mit zusammen gebissenen Zähnen und zitternden Lippen, Kurt, Du bist in Wahrheit ein Teufel, ein boshafter Teufel!

Es mag sein, lächelte er, aber ein Teufel, der Dir das Leben zum Paradiese machen will, mein Engel.

Der Lakai trat jetzt mit abgezogenem Hute wieder an den Wagenschlag und riß ihn auf. Die Herrschaften sind zu Hause!

Nun sprang Pauline aus dem Wagen und wartete nicht ab, bis Kurt ihr folgte, eilte hinein in das Haus, die Treppe hinauf und gerade hinein in die Arme ihrer Mutter, welche eben herunter geeilt kam, während ihr Vater im Hausrock oben an der Treppe stand und mit lautem Begrüßungswort seine geliebte, einzige Tochter empfing.

Umschlungen von Vater und Mutter trat sie nun ein in das Wohnzimmer, das sie nicht gesehen seit den glücklichen Tagen ihrer Mädchenzeit. Und da schaute sie sich um mit einem zärt-

lichen Lächeln und grüßte und nickte nach allen Seiten hin. Dem Großvaterstuhl dort am Ofen und dem Schemel, der daneben stand, auf welchem sie so oft gesessen und den Erzählungen ihrer Mutter gelauscht, den Bildern an der Wand, den lieben alten Bildern von Großvater und Großmutter, und allen den lieben, trauten Erinnerungen ihrer Vergangenheit. Und dann küßte sie wieder die Eltern und umfaßte sie und tanzte mit ihnen umher im Zimmer wie ein lustiges Kind.

An der Thür stand, die Arme in einander geschlungen, die lange, dürre Gestalt hoch aufgerichtet, das Haupt zurückgelehnt an die Wand, mit einem boshaften Lächeln Kurt Wiesel, und schaute dem heitern Familienglück zu, welches für ihn nichts weiter war, als eine höchst komische Thorheit. Als das Jauchzen und Küssen, das Umarmen und all' die Liebesversicherungen gar kein Ende nehmen wollten, da schritt Kurt Wiesel mit seinen langen Beinen durch das Gemach hin nach der zärtlichen Gruppe von Eltern und Kind und legte seine schmale, dürre Hand auf Paulinens Schulter.

Sehr gut gespielt Deine Rolle, mein theures, junges Weib! Hast die Comödie der zärtlichen

Tochter nun bis auf das letzte Stichwort fertig, und es wäre wohl an der Zeit, Deine geliebten Eltern daran zu erinnern, daß ich auch noch auf der Welt bin.

Auf einmal nun verstummte das laute und frohe Schäkern, und Pauline blickte scheu zu ihm auf, und die Eltern sahen ganz erstaunt ihn an über diesen Ton und die Art des Wesens und des Benehmens.

Es ist wahr, sagte der Geheimrath dann nach einer Pause, in der Freude des Wiedersehens haben wir Sie einen Augenblick vergessen, mein Herr Sohn, und Sie werden das begreiflich finden, wenn Sie unsere Pauline ansehen in ihrer Schönheit und Lieblichkeit. Sie kommt ja frisch und blühend wie eine junge Purpurrose heim, und also muß sie sehr glücklich sein durch Sie, mein Herr Sohn, und also heißen wir Sie von Herzen willkommen.

Ja, von Herzen, flüsterte die Geheimräthin, und schaute immer noch mit prüfender und forschender Miene in das spöttische Gesicht ihres Schwiegersohnes. Und wann, mein theures Kind, wendete sie sich dann an Pauline, wann bist Du denn eigentlich angekommen? Wahrhaftig, ich wundere mich, daß Du Dir so lange Zeit ge=

lassen hast, um erst solche glänzende Toilette zu machen, statt gleich im Reiseanzug zu Deinen Eltern zu kommen.

Oh, meine gnädige Frau Geheimräthin, sagte Wiesel langsam, wir werden niemals die Rücksichten vergessen, die wir Ihrem Range und Ihrem Alter schuldig sind, und es wäre gegen alle Rücksicht gewesen, wenn wir uns erlaubt hätten, in den Reisekleidern zu so vornehmen Leuten zu kommen, wie meine verehrten Schwiegereltern es sind.

Rücksichten? rief die Geheimräthin. Ich dächte nicht, daß es Rücksichten der Höflichkeit zwischen Mutter und Kind giebt.

Pauline sagte nichts. Sie hatte die Arme um die Schultern ihres Vaters gelegt und ruhte ihr Haupt an seiner Brust.

Und ich weiß noch immer nicht, wann Ihr angekommen? fragte die Geheimräthin. Ihr seid am Ende gar die Nacht gereist und heute Morgen erst hier eingetroffen, sonst würdest Du uns gestern Abend doch schon Botschaft gesandt haben, Pauline. Sprich doch, wann seid Ihr angekommen?

Sie antwortete immer noch nicht und verbarg ihr Gesicht an der Brust des Vaters.

Meine gnädige Frau Schwiegermutter, sagte

Wiesel nach einer kleinen Pause, wir sind vor drei Tagen angekommen, und unser erster Weg, nachdem wir uns erholt hatten von den Strapazen einer mehr als zweijährigen Reise, war natürlich zu Ihnen.

Die Geheimräthin schaute ganz erstarrt in sein Gesicht, das spöttisch lächelnd war wie immer.

Vor drei Tagen? Aber das ist ja Unsinn, das ist ja nicht möglich! sagte sie lächelnd. Sie wollen Ihren Scherz mit mir treiben, Herr Sohn. Wie wäre es möglich, daß Pauline, mein Kind, unsere einzige Tochter, seit drei Tagen in Berlin wäre, ohne zu uns zu kommen und ihre Eltern zu begrüßen.

Es ist nicht allein möglich, theuerste Frau Schwiegermutter, sondern es ist wirklich, sagte Wiesel, sich ein wenig verneigend.

Die Geheimräthin achtete nicht mehr auf ihn. Sie wandte sich zu ihrer Tochter und hob halb mit Gewalt das verhüllte Gesicht von der Brust des Vaters auf.

Sieh' mich an, Pauline, und sage mir: ist es so, ist es die Wahrheit? Du bist seit drei Tagen in Berlin?

Sie nickte hastig mit dem schönen Kopfe. Ja! Mutter, seit drei Tagen. Es ist, wie Kurt sagte,

fuhr sie verlegen und stockend fort. Wir waren sehr angegriffen von der Reise und mußten uns erst erholen. Ich bitte Dich um Verzeihung.

Die Mutter hörte nicht, was sie sagte; sie stieß einen lauten Schrei aus, und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Ich habe mein Kind verloren, mein theures, geliebtes Kind! rief sie schmerzlich. Vater, sie liebt uns nicht mehr; sie ist drei Tage in Berlin und hat ihre Eltern noch nicht gesehen.

Der alte Geheimrath hatte sich abgewandt und war an das Fenster getreten, den Rücken seiner Tochter zugekehrt, vielleicht um seine Thränen nicht sehen zu lassen.

Siehst Du wohl, Kurt! rief Pauline mit dem Ausdruck des Vorwurfs. Ich sagte es Dir ja —

Daß wir die Eltern immer noch überraschen würden, sagte Kurt Wiesel lächelnd. Es wäre in der That besser gewesen, wir hätten erst hergeschickt und unsere Ankunft gemeldet, statt so plötzlich hier in's Haus zu fallen. Aber Pauline, Du vergißt ganz, daß wir unseren lieben Eltern auch einige Geschenke mitgebracht haben; der Diener wird sie heraufgebracht haben, und —

Ja, das ist wahr, unterbrach ihn Pauline. Ich bitte Dich, Kurt, gehe hin und hole sie.

Er machte eine abwehrende Bewegung mit den Händen und lächelte sie an. Damit Du während der Zeit pater peccavi sagen und eine empfindsame Scene aufführen könntest? Nein, meine Liebe. Der Diener steht im Vorzimmer, ich habe nur nöthig die Thür zu öffnen.

Er ging eilig nach der Thür hin, öffnete sie und winkte dem Lakaien, der mit einigen Packeten draußen stand, hereinzutreten.

Hier, meine theure Frau Mutter, sagte er dann, mit einem Carton sich der Geheimräthin nähernd. Hier ist ein Hut, den wir Ihnen aus Paris mitgebracht haben, die neueste Façon. Und da ist eine Robe, ganz nach der allerneuesten Mode, sie wird Ihren Beifall haben, theuerste Geheimräthin. Und hier, mein verehrter und hochgeachteter Herr Schwiegervater, hier erlaube ich mir Ihnen eine von diesen köstlichen türkischen Pfeifen zu überreichen, welche jetzt in der vornehmen Welt Mode sind, seit in Paris der türkische Gesandte der Liebling der Frauen geworden! Man raucht jetzt in den vornehmsten Salons nur lange türkische Pfeifen, und ich denke, daß Sie es daher auch versuchen werden.

Der Geheimrath, ohne sich nach ihm umzuwenden, stand immer noch am Fenster und schaute hinaus auf die Straße. Die Geheimräthin hatte immer noch ihr Haupt verhüllt und war weinend auf einen Sessel niedergesunken.

Da haben wir nun die schöne Scene des Wiedersehens! rief Pauline heftig. Ach Mutter, ach Vater! vergebt mir, daß ich erst heute komme! Ich dachte nicht, daß es Euch weh thun würde. Wir hatten wirklich so viel zu besorgen, so viel zu thun und einzurichten in unserem neuen Hause —

Daß Ihr allerdings keine Zeit hattet, Eure Eltern zu besuchen! unterbrach sie die Geheimräthin, indem sie hastig ihre Augen mit dem Taschentuch trocknete und sich von dem Stuhl wieder aufrichtete.

Es ist nun gut, ich begreife und verstehe jetzt Alles! Lieber Cäsar, ich bitte Dich, komm und laß uns das junge Ehepaar jetzt begrüßen, ganz in der Form, wie es sich ziemt.

Der Geheimrath fuhr sich mit der Hand über die Augen, ehe er sich umwandte. Dann trat er zu seiner Gemahlin hin und reichte ihr die Hand. Hast recht, Alte! Wir wollen die jungen Eheleute begrüßen und wollen uns freuen, daß sie uns die Ehre ihres Besuches geschenkt haben!

Wollen auch dankbar die Gaben annehmen, die uns ihre Liebe aus Paris mitgebracht hat.

So ist es recht! Das heiße ich sich benehmen wie Weltkinder und wie vornehme Leute, sagte Wiesel lächelnd. Nun sind wir auf dem richtigen Fuße, meine theuren Schwiegereltern, und nun bin ich überzeugt, daß wir ein recht einiges und vergnügliches Dasein führen werden, denn wir verstehen nun einander. Und jetzt, wenn es Ihnen gefällig ist, lassen Sie uns plaudern und lachen, und Pauline, meine theure Ehehälfte, mag Ihnen erzählen, welch ungeheure Triumphe sie in der Welt gefeiert und wie man überall sie bewundert und angestaunt hat, und wie viele Männerherzen sie gebrochen und wie viele Liebesschwüre sie empfangen hat.

Sie haben das erlaubt? fragte die Geheimräthin athemlos und zitternd? Sie haben es zugegeben, mein Herr Schwiegersohn, daß man ihr den Hof machte, daß man ihr, einer verheiratheten Frau, Liebesschwüre darbrachte?

Jetzt lachte Pauline laut auf. Möcht's ihm nicht gerathen haben, Mama, daß er mich daran verhindern wollte. Die altmodischen Begriffe von einer treuen und zärtlichen Ehe sind Gott sei Dank jetzt nicht mehr an der Tagesordnung,

und es gehört zum vornehmen Ton, daß man ein Heer von Courmachern und Anbetern um sich herum hat. Mein theurer Herr Gemahl ist ein sehr verständiger und kluger Ehemann, und ich habe mich nicht im mindesten über ihn zu beklagen, das muß ich Dir und dem Papa zu Eurer Beruhigung sagen.

Die Eltern antworteten nicht, sahen sich nur an mit einem Blick der Sorge und des Schmerzes, und sprachen dann mit Paulinen und ihrem Gatten von gleichgültigen Dingen, erzählten ihnen von Manchem, was sich in Berlin während ihrer Abwesenheit begeben, und führten mit ihnen eins jener Gespräche, wie man sie bei einem flüchtigen Morgenbesuch zu führen pflegt. Nur zuweilen zitterten dabei die Lippen der Geheimräthin, und der Geheimrath hielt seine Pfeife fest zwischen den Zähnen, als fürchte er, daß sie jeden Augenblick zur Erde nieder sinken werde, weil ein Schrei von seinen Lippen tönen möchte. Aber äußerlich bewahrten sie doch die vornehme und freundliche Haltung, und nur als Pauline und ihr Gatte sie nun verließen, da neigte sich die Geheimräthin zu ihrer Tochter und flüsterte ihr in's Ohr:

Weißt Du, was Du mir von Paris mitgebracht hast, mein Kind?

Nun, sagte Pauline lächelnd, gewiß weiß ich's, Mama! Einen schönen Hut und eine seidene Robe.

Nein, sagte die Geheimräthin leise, nein! Einen Nagel zu meinem Sarge!

Oh Mutter! rief Pauline erblassend, Mutter —

Aber die Geheimräthin winkte ihr mit der Hand, verneigte sich förmlich, nahm den Arm ihres Gatten und ging mit ihm hinaus.

Wahrhaftig eine neue Art, seinen Besuch zu entlassen! sagte Kurt Wiesel lächelnd. Ich kenne das, es ist die Fürstenart! Aber ich wüßte doch nicht, daß sich der Geheimrath Cäsar in den Fürstenstand hinauf gewirbelt hätte. Nun, wir werden uns also ohne Gruß und Begleitung empfehlen können!

Ja, sagte Pauline mit Thränen in den Augen und indem sie ihn mit einem zornigen Blick anschaute, ja, wir können uns empfehlen, das heißt: wir sind aus dem Hause meiner Eltern, wo ich als Mädchen so glücklich war, hinaus gestoßen, und das ist Deine Schuld. Und so wie ich jetzt hinaus gestoßen werde aus diesem Hause, so werde ich da oben einst aus dem Himmel hinaus gestoßen, und das ist wieder Deine Schuld.

Komm, lachte Wiesel, wir wollen unsere Be-

suche machen. Noch leben wir, und jetzt wollen wir das Leben genießen.

Das junge Ehepaar machte bei allen Bekannten, Verwandten und Freunden früherer Tage seine förmlichen Antrittsbesuche, und empfing dann in den nächsten Tagen die Gegenbesuche.

Dann begann ein lustiges, fröhliches und üppiges Leben. Alle Tage war im Hause des jungen Wiesel'schen Ehepaares offener Empfang, jeden Mittag für zehn unerwartete Besuche die Tafel gedeckt, und jeden Abend versammelten sich im Salon die Freunde und Bekannten, und vor allen Dingen die jungen Cavaliere, die sich drängten nach der Ehre, im Hause des jungen Wiesel'schen Ehepaares Aufnahme zu finden, und die Alle mit eifrigem Bemühen der schönen, pikanten, geistreichen und übermüthigen Frau den Hof machten.

Sie ließ es sich gefallen, sie lachte zu den Liebesbetheuerungen, sie loderte die aufglimmenden Flammen zu höheren Gluthen an, und dann höhnte sie und scherzte über die Liebesbetheuerungen und die Seufzer um sie her. Sie war immer heiter, immer geistreich, immer pikant und absonderlich; Scherzesworte strömten von

ihren Lippen und eine süße Bezauberung war über ihr ganzes göttergleiches Wesen ausgebreitet.

Sie ist auch eine Göttin, sagte einer ihrer Bewunderer, Gustav von Brinkmann, zu der Freundin Paulinens, zur Rahel Lewin. Ja, sie ist eine Göttin, und ich danke den Göttern allen, daß ich dieses Himmelsphänomen gekannt habe, und lieben will ich sie, so lange ich noch empfinde, was schön, liebenswürdig, originell, geistig und einzig ist! Ich betrachte sie absolut wie eine Erscheinung aus der griechischen Götterlehre. Es ist nicht möglich, sie so in menschlicher Gestalt zu erblicken, ohne sie zu lieben! Und doch soll man sich begnügen, sie anzubeten, und mit Tausenden um ihren gemeinschaftlichen Schutz flehen.*)

Pauline hatte unbemerkt hinter den Beiden gestanden und diese Apotheose des Herrn von Brinkmann gehört.

Sie lachte laut auf. Sie haben da in Einem Athem sich widersprochen, sagte sie. Sie wollen sich begnügen, mich anzubeten, und dann wollen sie zugleich mit Tausenden um meinen Schutz flehen. Das geht nicht, mein schöner Cavalier,

*) Aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense. Briefe. 1. Band, Seite 256.

anbeten kann man nur stumm und schweigend, und der Schutz, um den Sie flehen, könnte doch nur gegen mich selber gerichtet sein, und gegen die Feinde, die aus meinen Augen flammen. Denn nicht wahr, so ist es doch? Ich bin Amor und Venus in Einer Person! Und daneben mein Herr Gemahl als Vulcan. Eine allerliebste Rolle, die ich ihm auferlege!

Sie lachte wie ein übermüthiges Kind, und zog den Herrn von Brinkmann, den seine Liebe zu ihr melancholisch und ernst gemacht, hinein in den Saal und zerrte ihn herum im lustigen Tanz nach dem Walzer, den Kurt Wiesel eben auf dem Klavier begonnen.

Sie schien heiter und glücklich, die schöne Pauline! Aber eines Tages kam sie zu ihrer Freundin, der Rahel Lewin, mit bleichen Wangen und traurigen Mienen.

Rahel, sagte sie, ich will Ihnen mein Herz ausschütten. Ich fühle mich ungeheuer elend und gelangweilt und herunter gebracht. Ueber Alles bin ich fort und Alles widert mich an, Rahel. Ich bin kaum zwanzig Jahre, und bin alt wie eine Greisin, die ein Jahrhundert gelebt hat. Ich fühle, ich würde toll werden, wenn ich nicht mit Ihnen darüber sprechen könnte.

Rahel Lewin, mit ihren großen, tief in die Seele dringenden Augen, schaute ernst und traurig fast in das Angesicht ihrer schönen Freundin.

Kommen Sie endlich, Paula? Habe Sie erwartet all' die Wochen her, und habe mir immer gedacht, eines Tages wird die Rinde zerbrechen und die Thränen werden hinunter träufeln aus dem lächelnden schönen Angesicht. Als Sie fort gingen, Paula, waren Sie eine junge Rosenknospe, und nun sind kaum zwei Jahre vergangen, da kehren Sie heim, nicht blos als eine aufgebrochene Rosenknospe, als eine wundervolle Centifolie, nein, die Blätter fangen schon an zu welken, obgleich sie kaum erst aufgeblüht sind. Armes Kind! und doch beneidenswerthes Kind! Sie sind vielleicht die richtige Philosophin für das Leben, denn Sie genießen es, während ich mich ihm blos unterwerfe! Ich hab's all' diese Wochen her gedacht und hab's in mir überlegt: wir sind eigentlich ganz dieselben Wesen, Sie wie ich, und ich glaube, ich kenne die Principien Ihres ganzen Seins besser als Sie selbst. Es sind auch meine Principien, nur ist ein Unterschied: Sie leben Alles, weil Sie den Muth und das Glück dazu haben, und ich denke mir das meist Alles,

weil ich kein Glück hatte und keinen Muth faßte.*)

Pauline nickte. Ja, Rahel, den Muth habe ich, die Wahrheit zu sagen und die Wahrheit zu leben. Und auch das weiß ich wohl, sie werden mich steinigen darum in der Welt, und werden mit Fingern nach mir weisen, und werden sagen: Das ist die schöne Pauline, die Allerwelts-Schönheit, die Lebenskünstlerin! Aber was kümmert's mich. Ich habe das Leben, wie es ist, angenommen als eine Kunst und als ein Vergnügen, und so will ich's hinleben, und darum, Rahel, bin ich eben in Verzweiflung.

Nun denn, weshalb? fragte Rahel Lewin.

Weshalb? rief Pauline, in Thränen ausbrechend. Ich will es Ihnen sagen, Rahel: weil ich so gern ein häuslich Weib geworden wäre! Hätt' so gern meinen Mann geherzt und geküßt und meine Kinder geliebt, hätt' meine Thür allen Courmachern und erbärmlichen, lanweiligen, faden Kerls verschlossen, und wär' ein ehrsam tugendhaft Gemahl gewesen, wie es in den alten Chroniken heißt. Und sehen Sie, das ist der jammervolle, nichtsnutzige Zwiespalt in mir: habe die Weis-

*) Rahel's eigene Worte. Siehe: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Band I., Seite 290.

heit des Lebens in mir aufgenommen, und weiß, daß es nichts giebt als Plaisir oder Jammer, und bin wieder die empfindsame Tochter meiner Eltern und schäme mich, daß ich nichts will als Plaisir.

Rahel Lewin nickte und schaute mit dem Blick einer Seherin in das Leere und Weite.

Kenne das Alles, sagte sie, habe das Alles in mir selber durchgekämpft und durchgetobt, und Sie sind glücklicher als ich. Eines Tages, am Ende unseres Lebens, werden Sie das erkennen, mein Kind. Ausgeschlossen sind wir Beide aus der Gesellschaft. — Sie, weil Sie dieselbe beleidigten, — ich gratulire Ihnen dazu, denn Sie hatten doch Etwas: viele Tage der Lust —, ich, weil ich nicht mit der Welt sündigen und lügen kann. Ich kenne Ihre innerste Geschichte, Paula: jede Beleidigung, welche Sie der Welt zugefügt, verwundete Sie selbst. Ich weiß Schritt vor Schritt, wie das so gekommen ist, und kenne Ihr inneres Klagen und Weinen und Jammern. In den Krieg möchten Sie ziehen, denn Sie wissen nicht wohin mit dem entsetzlichen Vorrath, mit dem Apparat von Herz und Leben. Nicht alle Frauen sind empfindsame, sich selbst zerstörende und opfernde Nonnen.

Ja, in den Krieg möchte man ziehen, ich auch so, um Nahrung für den Anspruch zu suchen, mit dem Einen die Natur hinaus in's Dasein geschickt hat. Beim allmächtigen, beim ewigen Gott auf hohem Richterstuhl! man zieht für weniger in den Krieg, Paula, und man wird geehrt dafür. Und ich weiß, wie Alles weiter gekommen ist. Hätten Sie in Wiesel's Busen ein Herz gefunden, Sie hätten nimmer ein anderes gesucht; er aber raisonnirte in seinem Mangel an Herz und in seinem unglücklichen Ueberfluß von Worten und Sophismen Ihren zu spät ausgebildeten und furchtsamen Geist weit in die Irre. Ich weiß Alles! Ihr besseres Bewußtsein lebte immer nebenher, er konnte es nicht ertödten. Zum Leiden ist Ihr starkes Herz nicht geschaffen, es muß gleich andere Beschäftigung haben, so auch Ihre Augen, Ihre Sinne! Und da suchten Sie nun umher, suchten und suchen die gleichgestimmte Seele, wie ich sie gesucht habe manches Jahr schon, und weil ich sie nicht gefunden, habe ich mich zurückgezogen in mein eigenes Ich und bin mir selbst genug, und schau' wie der Stern da oben das kleine Getriebe des Lebens an und verachte es. Sie aber, Paula, Sie können nicht aufhören zu suchen, und auf einem Stern über

der Welt, da ist nicht Ihr Platz. So suchen und suchen Sie nun weiter in rastloser, verzweiflungsvoller Gier. Armes Kind, meinen Sie denn, daß ein Mann, der fähig ist Sie zu verstehen und zu lieben, daß ein solcher Mann zu finden ist?

Ja, sagte Pauline, heftig ihre Hand fassend. Ja, Rahel, er ist zu finden, und ich weiß, wo er ist. Er ist bei Ihnen!

Bei mir? rief Rahel, ganz entsetzt zurückweichend.

Ja, bei Ihnen, Rahel. Er kommt zu Ihnen, er freut sich Ihres Geistes, er vertraut Ihnen, er nennt Sie seine liebe Kleine und verläßt oft den Hof und die glänzenden Gesellschaften, um zu Ihnen zu gehen!

Prinz Louis Ferdinand? unterbrach sie Rahel mit einem Aufschrei. Den begehren Sie, den lieben Sie?

Den lieben Sie wohl auch, Rahel? rief Pauline heftig. Jetzt erzittern Sie! Ach, Sie wollen es sich selber nicht gestehen. Ja, Sie lieben ihn, Sie lieben den Prinzen Louis Ferdinand, und wollen ihn mir nicht gönnen, und wollen es nicht sagen. Wir Zwei sind doch für einander geschaffen. Sie liebt den Prinzen Louis Ferdinand, und auch mein Herz gehört ihm. Lange

schon, Jahr um Jahr habe ich ihn erwartet, und an meinem Hochzeitstag da ist er zu mir gekommen, und da hat mir's Wiesel vorher gesagt: „Das ist Deine Zukunft, der Prinz Louis Ferdinand ist Deine Zukunft." Und ich habe an ihn gedacht die zwei Jahre, wo ich lustig das Leben kennen gelernt habe, und nun bin ich da und sehne mich nach ihm wie nach meinem Erlöser, und ich muß ihn wiedersehen.

Müssen ihn wiedersehen! sagte Rahel gedankenvoll.

Ja, ich muß, und wenn Sie es nicht leiden wollen, Rahel, weil Sie eifersüchtig auf mich sind, so gehe ich zu ihm, in dieser Stunde noch. Ich kann nicht länger die Sehnsucht nach ihm bewältigen.

Still, Paula! rief Rahel, und jetzt erhob sich die kleine, zarte Gestalt stolz und gebieterisch wie eine Königin. Sie meinen, ich sei eifersüchtig, meinen, ich liebe ihn, und Sie wollen ihn sehen; Sie sollen ihn sehen! Ich weiß, wo er eben jetzt zu finden ist, kommen Sie! Sie sollen ihn sehen!

Sie wollen mich zu ihm führen? rief Pauline mit aufleuchtendem Angesicht.

Ja, zu ihm. Sie sollen ihn sehen und Sie sollen wissen, ob ich ihn liebe. Sagen Sie mir

kein Wort, Paula, seien Sie ganz still und folgen Sie mir.

Sie klingelte ihrem Mädchen und befahl ihr, eine Droschke herbei zu holen, kleidete sich dann hastig an, unscheinbar und unelegant, wie es Rahel Lewin immer zu thun pflegte, nahm hierauf den Arm der schönen Freundin und ging mit ihr hinunter zu der Droschke.

Nach der Friedrichsstraße, sagte sie zum Kutscher, bis hinunter zur Weidendammer=Brücke. Ich werde klopfen, wenn wir da sind!

Und nun, Paula, fuhr sie fort, sich auf dem Sitz zurück lehnend, nun sprechen Sie mit mir kein Wort. Lassen Sie sich nichts erklären, sollen Alles sehen. Es giebt Wahrheiten, mein Kind, die nur gesehen und nicht in Worten ausgedrückt werden können. Sie sollen wie der Jüngling zu Saïs die Wahrheit schauen.

Die Droschke polterte die Straße hinunter und hielt nun an vor dem kleinen, schmutzigen und halb zerfallenen Hause, bei welchem Rahel Lewin dem Kutscher das Zeichen gab. Sie stiegen aus und traten ein in den düstern engen Hausflur. Pauline blieb stehen und schaute die Freundin verwundert an.

Hier soll ich den Prinzen Louis Ferdinand sehen? flüsterte sie.

Rahel nickte. Kommen Sie mit mir!

Sie zog Paulinen mit sich fort, die Treppe hinauf, und noch eine Treppe, und dann hinauf die schmale, enge Hühnersteige, die unter das Dach hinauf führte.

Oben auf dem dunkeln, elenden Dachraum blieb Rahel keuchend einen Moment stehen.

Hinter jener armseligen Thür wohnt ein armer Jude; er hat Niemand auf der Welt, der ihm beisteht, und schrieb in seiner Herzensnoth an mich, weil ich Eine bin vom unglückseligen, ausgestoßenen Stamme Juda. Da bin ich zu ihm gegangen und habe ihm Beistand gebracht in seiner Noth, das heißt: ich habe mit ihm geweint, habe versucht, seine Thränen zu trocknen, und ihm ein wenig Nahrung gegeben, denn der alte Mann hätte verhungern müssen. Und droben im Dachstübchen habe ich Etwas erschaut, was Sie auch schauen sollen, kommen Sie!

Sie führte sie nun hinein in die ärmliche Kammer, wo im Hintergrund auf dem Lager ein armer, schwacher Greis, zitternd in Fieberfrost, lag. Rahel Lewin ging zu ihm und reichte ihm die Hand, und wie er sie mit lauten Ausrufungen

des Entzückens an seine Lippen drückte, da lächelte sie.

Schmuel Löser, sagte sie, wenn Du zu Gott kommst, so grüße ihn von mir, und frage ihn: was wir Juden auf Erden verbrochen haben? Und wenn Du kannst, Schmuel, dann steig' wieder hernieder von da oben und sag' mir's, denn alsdann wäre das traurige Geheimniß meines Lebens gelöst. Auch grüße mir, Schmuel, die Engel im Himmel, wenn es deren giebt, und grüße mir mein Mütterchen und sag' ihr: ich zürnte ihr nicht, daß sie mich geboren hat. Es ist doch manchmal schön auf der Welt und manchmal scheint die Sonne. Und nun schließ' die Augen, Schmuel Loeser, und denke an Gott und die Erzväter und sei froh in dem Herrn.

Der Alte nickte, küßte ihre Hand, schloß die Augen und sagte, er wollte mit Gott reden von der Rahel Lewin, welche ein Engel sei auf Erden.

Sie schüttelte ihr Haupt mit einem Lächeln, das über ihr unschönes Angesicht den Sonnenschein der geistigen Schönheit hinwehte, nahm dann den Arm Paulinens und führte sie aus der Dachkammer in die noch kleinere Nebenkammer. Hoch oben an der Decke derselben war

ein kleines Fenster, eine Dachluke, durch die allein der enge Raum Licht und Luft empfing. Vor diesem Fenster stand eine Art Tritt, vier Stufen hoch, breit genug, daß zwei Menschen daran hinauf steigen konnten. Und das that jetzt Rahel Lewin mit ihrer schönen Begleiterin, schlang dann ihren Arm um die Taille der Freundin und deutete mit der rechten Hand hinüber nach dem großen gegenüber stehenden Hause.

Sehen Sie dort die zwei erleuchteten Fenster, Paula?

Ja, Rahel, ich sehe sie; ich sehe auch Menschen, die drinnen in der Stube auf und nieder gehen; sie haben die Vorhänge nicht herunter gelassen.

Rahel erhob den Kopf mit einem eigenthümlichen Lächeln. Fürchten nicht die Welt, vergessen in ihrem Liebesglück, daß es noch Menschen auf der Welt giebt; wir aber müssen daran gedenken, Pauline. Nun schauen Sie mit Ihren scharfen Adleraugen recht hinüber, Paula. Sehen Sie?

Ja, ich sehe da eine Frau, sagte Pauline, ein schönes, junges Weib, prachtvoll gewachsen und schön gekleidet. Sie sitzt auf einem goldverzierten Stuhl, und sie hält in ihren Armen ein wunderschönes kleines Kind.

Nicht wahr, es ist ein hübsches Bild? sagte Rahel Lewin. Als ich es vor ein paar Wochen zum ersten Male durch Zufall hier sah, da hat mir dieses schöne Bild fast die Vernunft genommen, und ich habe geschrieen und getobt wie eine Löwin, Paula. Aber nun ist's vorüber, und nun sollen Sie mit mir schauen, Paula. Sehen Sie dort den hohen Schatten im Hintergrunde des Zimmers?

Das ist ein Mann! rief Pauline lebhaft. Ist das der Gemahl der schönen Frau?

Er kommt näher, sehen Sie nur, sehen Sie, sagte Rahel, ganz vertieft in den Anblick des Bildes, welches drüben hinter den Fenstern sich ihnen öffnete.

Ja, er kommt näher, flüsterte Pauline, und jetzt, jetzt kniet er vor ihr nieder.

Ganz so, wie ich es zuerst gesehen, seufzte Rahel. Es wäre ein Bild zum Entzücken, wenn's nicht zum Sterben traurig wäre. Sehen Sie ihn jetzt?

Ja, es ist ein hoher, stattlicher Mann. Mit welcher Innigkeit er eben knieend seine Arme um die schlanke Taille seiner Geliebten legt und zugleich das Kind an sein Brust drückt. Ach, das

ist ein schöner Anblick, Rahel! Wer mag er sein?

Warten Sie nur, sagte Rahel, das Licht steht so, daß bei einer Wendung seines Hauptes Sie ihn gleich erkennen werden. Jetzt! Erkennen Sie ihn?

Da schrie Pauline laut auf. Das ist Prinz Louis Ferdinand!

Ja, er ist es. Sehen Sie, nun hebt er sie empor vom Lehnstuhl in seine Arme und küßt sie innig und leidenschaftlich.

Ja, er thut's! schrie Pauline Wiesel. Und das ist Prinz Louis Ferdinand, nach welchem ich mich sehne, den ich liebe —

Und den Sie jetzt vergessen werden, Paula, denn Sie sehen, er liebt Sie nicht.

Vergessen?! rief Pauline, laut auflachend. Vergessen! und warum vergessen, da ich ihn doch liebe?

Vergessen, weil er Sie nicht liebt, Pauline, sagte Rahel feierlich. Man darf auf Erden Vieles thun und Vieles versuchen, Kind; aber stehlen darf man nicht, das ist unehrlich, das ist gemein. Und sehen Sie, er hat der schönen Henriette Fromm sein Herz geschenkt; seit zwei Jahren schon ist sie seine Geliebte. Er hat sich

einmal von ihr gewendet in glühender Leidenschaft; aber dann, nachdem sein Herz einen großen Schmerz erfahren, ist er wieder zu ihr zurückgekehrt, und das treue, sanfte Herz hat ihm verziehen und ist sein geblieben. Sie ist die Mutter seines Kindes, Paula. Sie können ihr seine Liebe nicht stehlen wollen.

Und ich will's und ich werde es thun! rief Pauline Wiesel mit flammenden Augen. Sie sagen: man darf Alles, aber stehlen darf man nicht? Doch, mein Kind, das ganze Leben ist weiter nichts als ein ewiger Versuch zu stehlen. Einer stiehlt dem Andern, was er kann: Glück, Leben, Vermögen, Alles. Es ist ein Raubsystem in der Welt. Ich will meinen Antheil haben, und die Frau da drüben soll um meinetwillen blutige Thränen weinen. Denn ich will ihr den Prinzen Louis Ferdinand stehlen, ich will, daß er mich liebt!

Und ich, sagte Rahel, heftiger wie sie zu sein pflegte, ich verbiete es Ihnen, Pauline, daß Sie das schöne, junge Weib unglücklich machen.

Sie wollen also lieber mich unglücklich sehen? rief Pauline heftig. Denn ich sage es Ihnen Rahel: ich bin unglücklich ohne den Prinzen; ich sehne mich nach ihm, ich liebe ihn leidenschaftlich,

glühend. Und ich, sehen Sie, ich habe nicht wie Sie den Muth, zu entsagen und auf den Sternen zu leben. Ich lebe auf Erden, und ich will nicht entsagen. — —

Und in derselben Nacht noch als Pauline heimgekehrt war, schrieb sie ein Billet an den Prinzen Louis Ferdinand, ein scherzhaftes, heiteres Billet, und meldete ihm: daß sie zurückgekehrt sei von ihrer Hochzeitsreise und daß sie ihn erwarte zu ihrer Begrüßung.

Am andern Mittag hielt der Wagen des Prinzen Louis Ferdinand vor der Thür der schönen Pauline Wiesel, und der Prinz sprang heraus und eilte die Treppen hinauf zur Begrüßung der schönen Aspasia von Berlin.

Ende des vierten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.